ar

1

ARMEERUNDSCHAU - SOLDATENMAGAZIN * 1,- M * 1980

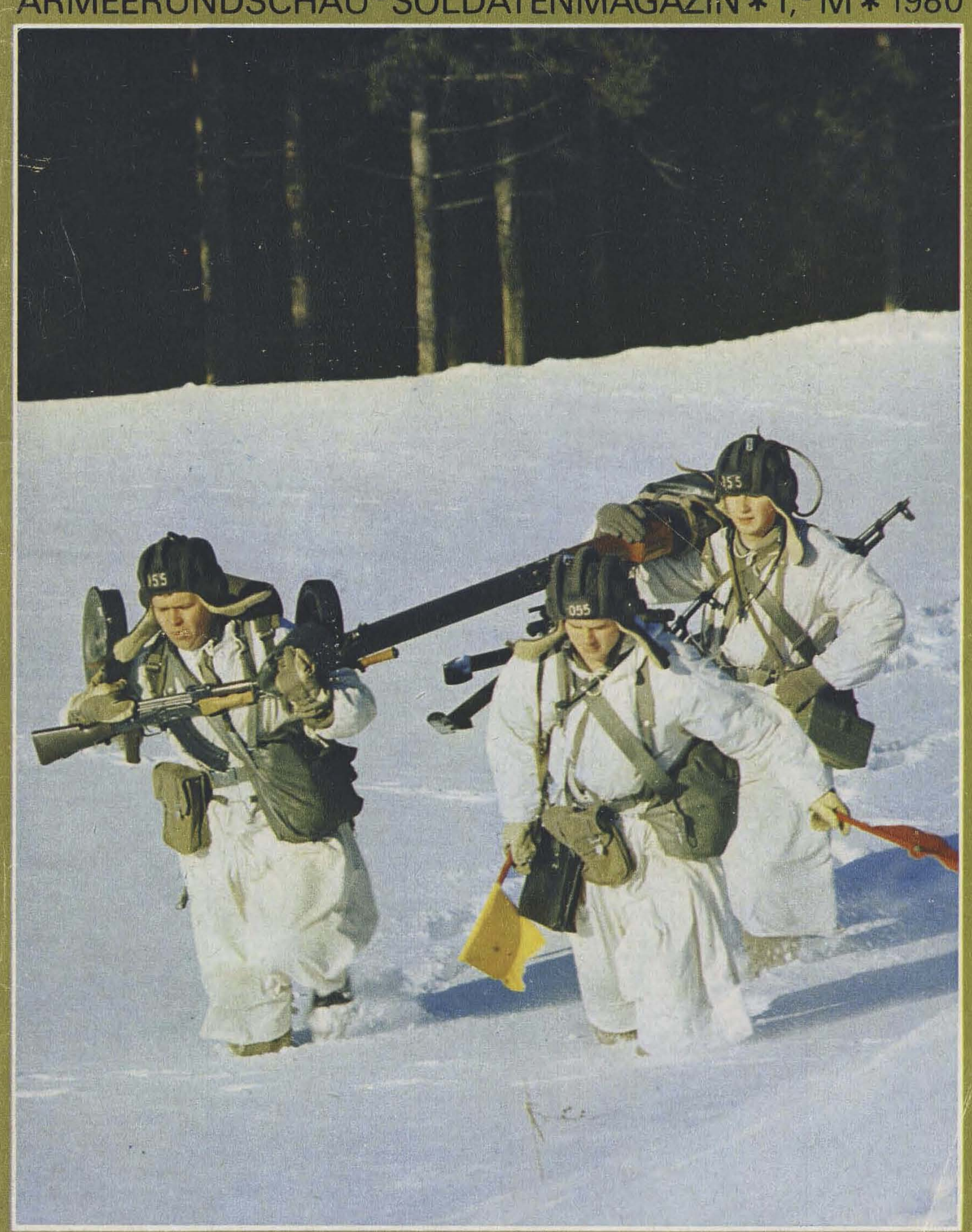



Foto: Manfred Uhlenhut

Was ist Sache?

Wie kurz ist ein kurzer Haarschnitt?
Soldat Dirk Kluge

Kann ich während meines Reservistenwehrdienstes weiter für die Hausreinigung verantwortlich gemacht werden?
Feldwebel d. R. Horst Ackermann

Das ist hier die (keineswegs haarspalterische) Frage, denn die Forderung lautet: „Der männliche Armeeangehörige hat einen kurzen Haarschnitt zu tragen."
Aus gutem Grund übrigens.
Zum ersten, weil sich militärisches Ehrenkleid und lange Loden nicht vertragen. Des weiteren, weil das Zusammenleben in Gemeinschaftsunterkünften eine hohe persönliche Hygiene gebietet. Zum dritten, weil die Gefechtsausbildung Schwerarbeit ist, bei der es Schmutz, Nässe, Staub, Sand, Schmiere und Dreck gibt, wo nicht wenig Schweiß fließt, aber nicht immer Gelegenheit gegeben ist, sich warm zu waschen oder gar zu duschen. Und schließlich, weil ein kurzer Haarschnitt sowohl das schnellere, normgerechte Aufsetzen der Schutzmaske erleichtert als auch ihren sicheren, festen Sitz ermöglicht.
Kurz – also ja.
Aber wie kurz?
Es geht nicht darum, ob die einzelnen Haare nun fünf oder fünfzig Millimeter lang sind. Beim sogenannten „Igel", der ja offenbar wieder in Mode kommt, werden sie extrem kurz, beim Fassonschnitt hingegen wird der Mittelteil erheblich länger sein. Maßstab ist also weder eine bestimmte Millimeterzahl noch die Koppelbreite über den Ohren. Kurz gesagt, es soll ein kurzer, sauberer und gepflegter Haarschnitt mit klaren Konturen sein, der die Ohren und die Stirn freiläßt und im Nacken nicht als „Kanten", sondern als Auslaufen der Haare in Erscheinung tritt. Deswegen muß nicht einer aussehen wie der andere, denn der Kurzhaarfrisuren gibt es mehrere und sehr unterschiedliche.
Die DV 010/0/003 (Innerer Dienst) zeigt im Anhang einige Beispiele dafür. Und will man sie friseur-fachmännisch benennen, so reicht die Skala der Möglichkeiten vom kurzen bürstenartigen Haarschnitt über den Fassonschnitt mit langgezogenem Nacken oder den modisch gepflegten Eckschnitt mit vollgehaltener Nackenpartie bis zum in sich kurz gehaltenen Messerform-Rundschnitt, um nur auf einige Frisuren zu verweisen. Folglich haben Sie auch bei einem kurzen Haarschnitt durchaus die Qual (oder die Freude) der individuellen Wahl.

★

Es geht um die Sauberkeit in dem Haus, in dem Sie als Alleinstehender wohnen. Zusammen mit den anderen Mietern haben auch Sie es übernommen, das Treppenhaus zu fegen und zu wischen, die dort befindlichen Fenster zu putzen, den Keller sauber zu halten. Die Hausgemeinschaft kassiert dafür bei der kommunalen Wohnungsverwaltung und verwendet die Gelder für gemeinschaftliche Zwecke.
Bisher haben Sie dabei getan was des Ihren war. Nun aber, in der Zeit Ihres Reservistenwehrdienstes, stellen einige Nachbarn die Frage, was mit Ihrem „Revier" wird. Ich empfinde das als engstirnige Fragestellung, die nicht recht in unsere Zeit paßt und dem Kollektiv der Hausgemeinschaft kein gutes Zeugnis ausstellt. Es dürfte doch auch für Ihre Nachbarn auf der Hand liegen, daß Sie dafür durch Ihre Abwesenheit keine Möglichkeit haben. Mit Ihrem Reservistenwehrdienst helfen Sie mit, unser großes Haus sauber zu halten – auf daß es keinem Feind gelingt, darin einzudringen, es zu beschmutzen und zu zerstören. Jenes Haus also, das da Deutsche Demokratische Republik heißt und in der auch Ihre Nachbarn gut und sicher leben!
Da sollte es doch wohl das Mindeste sein, daß entweder die anderen Mieter Ihr „Revier" im Wechsel übernehmen oder einer der Nachbarn sich des Ihren für die paar Monate annimmt. Allein das wäre richtig gedacht und gehandelt. Und es wäre eine weitere kleine Tat auf dem Weg zu einem guten, solidarischen Miteinander in einer wirklichen Hausgemeinschaft.

Ihr Oberst

Karl Heinz Freitag

Chefredakteur

Intimer und beeindruckender

... besser als jede theoretische, oft sogar trockene, Geschichtsstunde war für mich immer das konkrete Beispiel. Wenn Lehrer persönliche Erlebnisse erzählen konnten, oder jemanden, der uns als Arbeiterveteran vorgestellt wurde, berichten haben lassen, hat mir das den Stoff von mindestens drei Unterrichtsstunden ersetzt, nein, besser: mir nahegebracht, nachvollziehbar gemacht. Darum ist mir manches noch heute im Gedächtnis, obwohl die Ereignisse für mich bereits Geschichte waren.
Ähnlich wird es euch ergehen, wenn ihr den Tatsachenbericht „Dem Herrgott zuvorkommen", Verlag Volk und Welt, lest. Die polnische Journalistin und Mitarbeiterin an der Warschauer Wochenzeitschrift „Polityka" Hanna Krall hat Dr. Marek Edelmann, 58, der nicht nur als Herzchirurg in Łódź weit über Polens Grenzen hinaus bekannt ist, befragt. „Viele Rundfunk- und Fernsehstationen haben ihn vor das Mikrophon und die breite Öffentlichkeit geholt als Augenzeugen und Überlebenden eines der schlimmsten Verbrechen der jüngeren Geschichte: der Vernichtung der europäischen Juden. Als einer von Vierhunderttausend im Warschauer Getto mußte er in den Abgrund menschlicher Erniedrigung schauen, erlebte er das entsetzliche Elend unzähliger Namenloser, ihren Aufbruch in die Gaskammern von Auschwitz und Treblinka. ... Edelmann überlebte, mußte wieder lernen zu leben und schlug im Wissen um die Kostbarkeit und Unwiederholbarkeit eines jeden einzelnen Menschenlebens den Weg des aktiven Dienstes am Menschen ein."
Es ist unvorstellbar, zu welchen Grausamkeiten Menschen an Menschen fähig waren. Der Bericht geht weit über die bloße Aufzeichnung von Fakten hinaus. Hat man ihn einmal begonnen zu lesen, läßt er einen nicht mehr los.
Rausgeflogen, in hohem Bogen, aus dem Internat der „Freiherrlich von Fletscherschen Aufbauschule" in Dresden-Neustadt, mit einer Vier in Betragen und dem „Consilium abeundie", dem „Rat zu gehen", war er. Warum? Mit seinem Freund Ecke war er ein- bis zweimal die Woche per Nachschlüssel gegen neun Uhr aus dem Internat raus und in die „Blaue Maus" rein, einem sehr verrufenen Lokal, in dem sogar eine Damenkapelle spielte. Eine vier Stunden währende Sitzung des Lehrerkollegiums faßte darauf den vernichtenden Beschluß. – ER, das ist Rudi Wetzel, der Autor von 15 Anekdoten. Authentische Geschichten aus den Dreißigern, die bei weitem nicht alle so zum Schmunzeln sind, wie die anfangs geschilderte. Da ist z. B. ein wichtiger Verbindungsmann im Kampf gegen den aufkommenden Faschismus, der so erfolgreich Schwejk nachahmt, daß er als harmloser Dummkopf von der Polizei entlassen wird; oder Franz, der Großbauernsohn, der im Zuchthaus das politische Alphabet erlernt. Und nach allen bitteren Erfahrungen dann diese beiden Sätze von Rudi Wetzel in der Nachbemerkung: „Nichts braucht der Mensch mehr als Optimismus. Und nicht immer sind es die ‚guten' Zeiten, die damit gesegnet sind." „Der Mann im Lodenmantel" heißt das kleine Buch und wurde vom Verlag Neues Leben herausgegeben.
Ihr merkt schon, in dieser Ausgabe habe ich es mit privaten Erfahrungen von Autoren, die wohl doch nicht so ganz privat sind.
Aller guten Dinge sind drei, und hier ist noch ein sehr gutes: Der Verlag Rütten & Loening hat die Erinnerungen Rafael Albertis vorgelegt, jenes großen spanischen Dichters, der erst 1977 aus Buenos Aires, wohin er nach dem Sieg Francos über Paris exilieren mußte, in seine Heimat zurückkehrte. „Der Verlorene Hain" – das ist die Zeit vor Ausrufung der Republik, dann des Bürgerkriegs. Für den Autor sind es Jahre der Jugend, des Suchens eines eigenen Standpunktes in den Kämpfen. Beim Tode seines Vaters schreibt er sein erstes Gedicht. Für den Band „Seemann an Land" erhält er 1924/25 den Nationalen Literaturpreis und wird über Nacht im Lande berühmt. Diese Memoiren sind auch Erinnerungen an all jene, die der spanischen Literatur unseres Jahrhunderts ihren unsterblichen Ton gaben, wie z. B. Garcia Lorca, Dámaso Alonso, Pedro Salinas u. a. Es war die „echte Avantgarde der lyrischen Bewegung", wie Alberti rückblickend urteilt, die sich verantwortlich der Wirklichkeit stellte und so zu einem unentbehrlichen Faktor des Freiheitskampfes des spanischen Volkes wurde.
Persönliche Erfahrungen, wenn auch sehr anders erlebt, stelle ich euch mit einer neuen Schallplatte vor: „Chansons mit Kurt Nolze". In der Plattenbranche ist sein Name neu, für genreinteressierte Hörer und Zuschauer schon lange nicht mehr. Seit 13 Jahren kennen die Schweriner diesen Schauspieler, der singen kann, und diesen Sänger, der die Mittel des Schauspielers beherrscht. Schulchor, privater Gesangsunterricht, Pioniertheater, Germanistikstudium, Schauspielschule und Chanson-Unterricht, Beschäftigung mit letzterem seit 1976 sehr intensiv – all das führte letztendlich zum 1. Preis bei den Tagen des Chansons in Frankfurt (Oder) 1977, zur Goldmedaille bei der Leistungsschau der Unterhaltungskunst



Die Illustration von Marino Häntzschel (12 Jahre) entnahmen wir dem Poesiealbum 136 (Gotthold Ephraim Lessing), erschienen im Verlag Neues Leben 1979.

1979 in Leipzig, zum Kunstpreis der FDJ 1979 und zu zwei Fernsehaufzeichnungen. Nun hat Amiga endlich eine Langspielplatte (845164) mit ihm produziert. Ihr müßt hören, wie er seine Lieder singt (Kompositionen: Demmler, Schneider/Texte: Steineckert, Tuschel), was er herausholt aus der Tiefe eines Volksliedes, oder wenn er z. B. Victor Jara singt: „Es war Juni, Amanda" (deutsche Übersetzung: Gisela Steineckert). Mit Beginn dieses Jahres wird Kurt Nolze frei sein von den „Fesseln" des Theaters, aber auch von dessen Möglichkeiten und Reizen, frei für's Lied, für sein Publikum.

Ich glaube, sein Publikum wird auch die neue Amiga-Serie Kleeblatt finden. Neue, junge Interpreten, die bisher noch keine Platten-Chance oder nur auf Singles hatten, sollen hier ihre Möglichkeiten bekommen, neues auszuprobieren, Erfahrungen zu sammeln. Das erste Ergebnis (855 729) liegt nun vor mir. Eva-Maria Pieckert, Katrin Lindner, Bernd Marek und die vierköpfige Gruppe Sound G. M. von Gerd Michaelis probieren sich. Und ich meine, recht beachtlich. Mancher Schlagersterne-Ausgabe würde ich ein derartiges Stimmniveau, wie hier von den Interpreten geboten, wünschen. Schlagerhaft, rockig, bluesig – besonders gefallen mir „Mein Lieber" (Pieckert, Krüger, Steineckert), „Als es dich noch nicht gab" (Pieckert, Krüger, Steineckert), „Heiße Tage" (Lindner, Schubert, Branona) und „Meilenweit über den Wolken" (Marek, Kaczmarek, Jeschke). Sehr erfreulich, daß neben den neuen Sängernamen z. T. auch bisher unbekannte Texter und Komponisten zu finden sind. Auf die nächste Kleeblatt-LP freut sich jedenfalls mit euch

Eure Bibliothe-Karin

Die ASB auf dem Marsch (rechts außen) – voran die von Unteroffizier Marwan (rechts) gefahrene Straßenbaumaschine BAT-M mit Planierschild. Ihr folgen ein SPW 40P2, ein SPW 50PK und eine weitere BAT-M (unten). Im Verlaufe des Marsches muß ein vergifteter Raum (rechts unten) überwunden werden, wozu die Schutzbekleidung anzulegen ist. Als der Gebirgskamm (ganz unten) erreicht ist, stößt die ASB auf verharschten Schnee.









Zauberformel ASB

Getrost sind diese Buchstaben wie die einer Zauberformel auszusprechen. In der Tat, sie hatten einen fast magischen Klang für die Kommandeure, die bei Erhalt der Vorbefehle erfuhren, daß auf den ihren Einheiten zugedachten Marschstraßen eine solche ABTEILUNG zur SICHERSTELLUNG der BEWEGUNG handele. Wesentlich beruhigter betrachteten sie ihre Gefechtskarten. Denn die von den Panzereinheiten zu beziehenden Deckungsabschnitte lagen erst hinter einem bewaldeten Mittelgebirgsmassiv, das auf mehreren Bergstraßen zu überqueren war. Doch es war Januar und hatte tagelang geschneit. Sicher lag die „weiße Pracht" dort so, wie sie aus den grauen Wolken gefallen war. Eine solche Marschstraße suchte ich auf und traf auf eine ASB, die sich anschickte, den Panzern den Weg zu bahnen. Ihr voran eine BAT-M. Dahinter folgten ein SPW 40P2, ein Schützenpanzerwagen 50PK, eine zweite BAT-M, ein Brückenlegegerät auf Panzerbasis BLG 60M, vier LKW „Ural" – davon einer mit Kran, einer mit Streugut und der mit der allgemeinen Pionierausrüstung, von der Säge bis zum Beil. Auf dem Vierten „saß" der Hauptfeldwebel der Pionierkompanie, die diese ASB bildete. Der wenige Schnee ringsherum provozierte mich zu der Frage, ob dieser Aufwand nötig sei. Oberleutnant Ehlert, der die ASB führte und Chef der Pionierkompanie war, sagte nur: „Lassen Sie uns erst mal nach oben kommen!" Er kannte die Ergebnisse der Luftaufklärung. Nun sei es sein Problem, meinte er weiter, ob er überhaupt alles durchbringe und die Maschinen auch in der richtigen Reihenfolge in seinem Marschband habe. Die BAT-M wäre eben in Marschlage fünf Meter breit. Rutsche sie auf den zu erwartenden recht schwierigen Bergstraßen weg, müsse er schon hier unten wissen, welch anderes Gerät ihr helfen könne. Das hieße aber nicht, daß dies wiederum gleich hinter ihr fahren müsse. Er wisse ja nicht, wieviel Platz denn da oben sei . . .

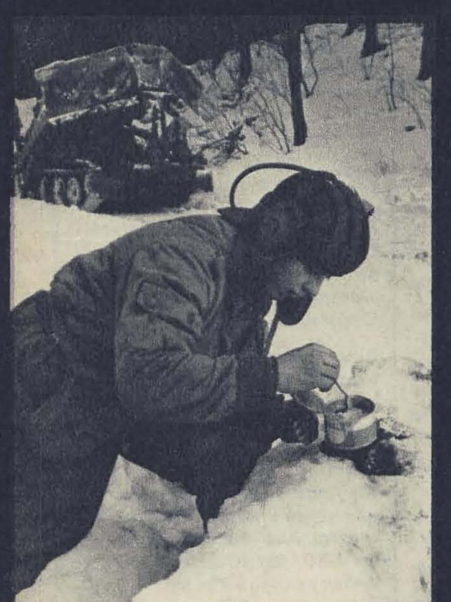
Nun begann ich zu begreifen, warum die Kommandeure so sichtlich aufgeatmet hatten, als sie vom Einsatz einer ASB informiert worden waren. Der Oberleutnant hatte ihnen so nicht zu unterschätzende Sorgen abgenommen, mußten doch seinem Entschluß solche Überlegungen zugrunde liegen wie: Wo könnten Umgehungsabteilungen steckengebliebener eigener Technik auf anderen Wegen zu Hilfe kommen? Wo sind Wasserläufe – auch solche bei Tauwetter? Könnten sie zugefroren sein? Hat sich Tauwasser gar angestaut? Auf welchen Wegen etwa können unüberwindbare Hindernisse ohne Gefährdung der Marschaufgaben umgangen



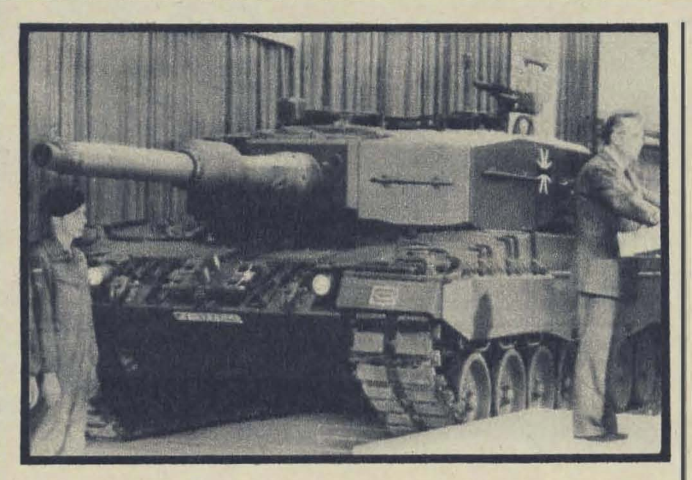
werden? Nicht alles sagte ihm da die Karte, und auch nicht die Ergebnisse der Aufklärung. Eigene Erfahrungen, Fingerspitzengefühl und Entschlußfreude hatten fehlende Informationen wettzumachen.
Angesichts der 25700 kg schweren BAT-M, die in all ihren Teilen um mich herum ratterte – der besseren Übersicht wegen war ich auf die erste aufgesprungen –, fiel es mir schwer, weiter im Begriff Fingerspitzengefühl zu denken. Dem Unteroffizier Marwan, ihrem Fahrer, mußte es aber gerade dort sitzen. Wenige Zentimeter vor einem kaum unter der Schneedecke wahrzunehmenden Felsbrocken hielt er die mit noch 6 km/h den Berg hinaufkletternde Maschine an. Nur ein kleiner Zug am linken Lenkhebel, mehr durfte es wohl nicht sein, denn links schauten wir steil in eine Schlucht hinab. Dann gab er etwas Gas, ich merkte, wie er kuppelte – oder tat er dies noch vor dem Gas? – dann zog er wieder, als wolle er nur etwas korrigieren, am rechten Lenkhebel. Wir blieben am Hang und kletterten weiter. Gelassen schaute Genosse Marwan auf die vor uns liegende verwehte Straße, die sich am Bergrücken hinzog. Wo waren hier die für Panzer so problematischen Stellen? Haben sie nicht auch, wie unsere BAT-M, ihre Ketten und eine Bodenfreiheit dazwischen bis an die 70 cm?
Ich meinte, die Kletterfähigkeit der Panzer sei doch nahezu sprichwörtlich. Der Unteroffizier erwiderte: „Haben Sie nicht gemerkt, wie wir trotz der Ketten rutschen? Stahl auf Eis, das ist das Problem. Die BAT-M ist eben als Arbeitsgerät ausgelegt, und so günstiger dran als die Panzer. Trotzdem, ich ginge nicht allein mit ihr in die Berge." Natürlich, ich wußte ja, was uns alles folgte. Der Unteroffizier erklärte weiter, wenig störe den Panzer Pulverschnee. Den durchfahre er bis zu einem Meter Höhe. Selten aber sei der Schnee reines Pulver, meist wäre er verharscht oder taue gar. Dann brauche er nur 40 cm hoch liegen und schon pappe er sich unter dem Panzer zusammen. Der dritte oder vierte in der Kolonne gleite dann darauf und bliebe stecken.
Ich stellte es mir vor, wie das auf dieser Straße aussehen würde. Sie war zu schmal, auf daß man an an einem Panzer vorbeikäme. Für die nachfolgenden Panzer wäre der Weg blockiert. Schon hier also könnte ein später beabsichtigter Angriff „ins Stocken kommen". Wenig später erinnerte auch noch das Signal „Gas" daran, daß von der ASB nicht nur geographische und meteorologische Barrieren zu überwinden waren. Schlagartig wurde wieder einmal deutlich, schon die Wege aufs Gefechtsfeld gehören zum Gefecht. Bewältigt man sie, ist bereits Wesentliches für den eigenen Erfolg getan. Und so passierte ich auch, als ich die ASB verließ, während sie in einem Tal rastete, als letzten ihrer Teile nicht eines der Fahrzeuge, sondern die ausgestellte Gefechtssicherung.
Bild und Text:
Oberstleutnant Ernst Gebauer



Ein Windbruch muß mit der Motorsäge (links) beseitigt werden. Schwierigkeiten stellen sich auch dem Brückenlegegerät BLG 60 M (links außen) entgegen; auf den schmalen Pfaden ist die tonnenschwere Last nur mit Hilfe von Einweisern zu bewegen. Wie wohl tut da eine kurze Rast (unten links); zugleich aber werden der Ölstand und die Spezialflüssigkeiten (unten) kontrolliert. Dann geht es weiter, und bald ist die Straße für Panzer geräumt.







1800 neue Panzer für die Bundeswehr

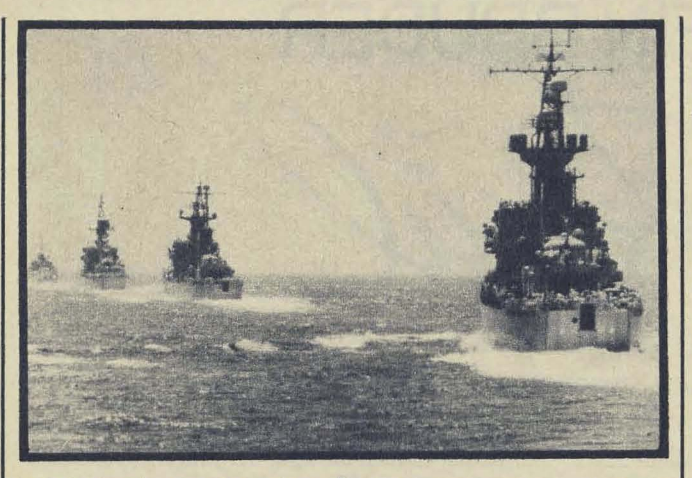
Der erste der neuen Kampfpanzer vom Typ „Leopard" 2 wurde Ende Oktober vergangenen Jahres vom Münchner Rüstungskonzern Krauss-Maffei in Anwesenheit von Bundeswehrminister Apel (auf dem Foto rechts) an die BRD-Landstreitkräfte übergeben. Bis 1986 soll die Bundeswehr 1800 Stück davon erhalten. Die Anschaffungskosten werden zur Zeit mit 7,2 Milliarden DM beziffert. Gegenüber seinem Vorgänger, dem „Leopard" 1, wurde nach Angaben der BRD-Presse die Feuerkraft des neuen Panzers durch eine 120-mm-Glattrohrkanone „erheblich gesteigert". Sie soll „durch Leistungsreserven in der Munition" weiter verbessert werden können. Die Antriebskraft ist auf 1500 PS erhöht worden. Der „Leopard" 2 soll über 500 Kilometer fahren können, ohne auftanken zu müssen. Er wird künftig in 15 der nach der neuen Heeresstruktur insgesamt 17 Panzerbrigaden des Feldheeres „in vorderster Linie stehen". Die Einführung des „Leopard" 2, so erklärte Apel, untermauere die Prinzipien der Vorneverteidigung. Über diese Strategie war erst kurz davor im Militär-„Weißbuch" 1979 der Bonner Regierung festgestellt worden, daß es zu ihr keine Alternative für die BRD gäbe. Demzufolge seien „alle Denkmodelle, die eine Verteidigung unter Aufgabe von Raum vorsehen, nicht akzeptabel". Wie weiterhin zu entnehmen war, ist es nach wie vor das Ziel des BRD-Imperialismus, „die Teilung Deutschlands zu überwinden". Sie werde „nicht endgültig hingenommen". In dem „Weißbuch" wurden auch neben den 1800 neuen Kampfpanzern weitere „Neuanschaffungen" angekündigt. Dazu gehören allein für die Landstreitkräfte unter anderem 478 Jagdpanzer „Jaguar", 26 Lenkraketensysteme „Lance" und 216 Feldhaubitzen 70. Während der Übergabe des ersten „Leopard" 2 hatten vor den Werkstoren von Krauss-Maffei fortschrittliche Kräfte unter der Losung demonstriert: „UdSSR: 1000 Panzer weniger – Bonn: 1800 Panzer mehr."

In einer Blitzaktion sind Mitte Oktober des vergangenen Jahres die mehr als 700 Angehörigen eines US-Panzerbataillons von Fort Hood in Texas mit zivilen Charterflugzeugen in die BRD verlegt worden. Die Zeit von der Alarmierung bis zum Besteigen der Maschinen hatte drei Stunden betragen. Nach ihrem Eintreffen auf dem Luftwaffenstützpunkt Ramstein übernahm die Einheit die in Depots eingelagerte Technik und Ausrüstung, um sich an einer zehntägigen Kriegsübung auf dem Truppenübungsplatz Grafenwöhr zu beteiligen.

Fortschritte bei der Standardisierung ihrer Rüstungen haben, wie die „Süddeutsche Zeitung" meldete, „die Verteidigungsminister der Bundesrepublik, Frankreichs und Großbritanniens bei Beratungen in Hamburg erzielt". Sie unterzeichneten ein Regierungsabkommen über die Entwicklung moderner Raketen zur Panzerbekämpfung, die das System „Milan" ablösen sollen. „An der Konzeption für ein Nachfolgemuster beteiligen sich die Firmengruppen Messerschmitt-Bölkow-Blohm, Aerospatiale und British Aircraft Corporation."

Eine Kriegsübung fand Anfang November des vergangenen Jahres unter der Bezeichnung „Crisex" an der Südostküste Spaniens statt. Daran waren 15000 Infanteristen, Matrosen und Marineinfanteristen sowie Angehörige der Luftwaffen der spanischen und der US-Streitkräfte beteiligt. Auch Heereseinheiten aus der BRD, Italien und den Niederlanden nahmen daran teil.

Waffen liefern an die Pinochet-Junta in Chile seit langem auch BRD-Firmen. Entsprechende Meldungen darüber sickern immer wieder durch. So wurde bekannt, daß die Firma Heckler und Koch aus Oberndorf/Neckar 4000 moderne automatische Gewehre und der Münchner Konzern Messerschmitt-Bölkow-Blohm Raketen zur Panzerbekämpfung, Hubschrauber sowie Unterwasserortungsgeräte übergab. Die Sartorius-Werke aus Göttingen setzten Kontroll- und Präzisionsmeßinstrumente für militärische Zwecke in Chile ab. Der BRD-Konzern Siemens leistet über seinen chilenischen Zweigbetrieb dem faschistischen Regime Hilfe bei Forschungsarbeiten zur Entwicklung von Kernwaffen.



Die Marine Japans (Foto: Japanischer Flottenverband bei einer Übung im Juli 1978 nahe Oshima) will in diesem Frühjahr mit zwei Zerstörern, acht Marineflugzeugen und rund 700 Soldaten erstmals an einem gemeinsamen Seekriegsmanöver mit Flotteneinheiten der USA, Kanadas, Australiens und Neuseelands teilnehmen.

Kredite in Höhe von 813,2 Millionen Dollar hat die USA-Luftwaffe bereitgestellt, um dem Rüstungskonzern General Dynamics die Lieferung von 156 Kampfflugzeugen des Typs F-16 an Belgien, die Niederlande und Dänemark zu ermöglichen. Laut westlichen Nachrichtenagenturen ist die Lieferung von insgesamt 348 Maschinen dieses Typs an die vier NATO-Staaten vorgesehen. Die US-Luftwaffe selbst will 1388 dieser Flugzeuge in Dienst stellen.

Norwegen wird seine Militärflugplätze mit dem Ziel ausbauen, den USA sogenannte Notbasen zur Verfügung zu stellen. Sie sollen, wie es in der BRD-Presse hieß, dazu dienen, „amerikanischen Maschinen für den Fall einer Beschädigung ihrer Flugzeugträger Ausweichmöglichkeiten im nordatlantischen Raum zu bieten".

Zugegeben haben die US-Streitkräfte, daß sie zwischen 1960 und 1969 an insgesamt 362 „Freiwilligen" Versuche mit dem Nervengas BZ vorgenommen haben. Zuvor waren Protokolle von Versuchen bekannt geworden, bei denen 1950 das Gebiet der Bucht von San Franzisko mit Bakterienwolken besprüht worden war. Wie aus anderen Dokumenten der US-Armee hervorgeht, wurde 1964 auch im Bundesstaat Utah mit stark wirksamem Nervengas experimentiert.

Einen Fünfjahresplan zur Modernisierung seiner Streitkräfte hat das japanische „Verteidigungsamt" vorgelegt. Er sieht neue Waffen und moderneres Kriegsgerät für Heer, Luftwaffe und Marine vor.

Am Kombattantenstatus des Bundesgrenzschutzes der BRD, das heißt, am Status einer kämpfenden Truppe, wird sich nach Aussagen von Innenminister Baum nichts ändern. Der BGS wird auch seine Truppenstruktur behalten.

In Dienst stellen wird Frankreich in diesem Jahr mit „Le Tonnant" sein fünftes strategisches U-Boot. Es wird mit Raketen M-20 ausgerüstet. Sie verfügen über eine Reichweite von 3000 Kilometern und können einen Atomsprengkopf mit einer Stärke von einer Megatonne tragen.

Abgeschlossen hat die in der BRD stationierte Britische Rheinarmee die Umgliederung im Bereich ihres I. Korps (Hauptquartier in Bielefeld). In ihm sind jetzt 16 Infanterie-Bataillone mit 64 Schützenkompanien zusammengefaßt. Das Korps gliedert sich in die 1., 2., 3. und 4. Panzerdivision mit Stäben in Verden, Lübbecke, Soest-Körbecke und Herford. Zum Korpsverband gehören ferner die Artillerie-Division in Bielefeld und die 5. Feldkampfgruppe in Osnabrück.

In einem Satz

Den NATO-Staaten Europas hat der „Sicherheitsberater" des USA-Präsidenten, Brzezinski, zugesichert, daß sie im „Ernstfall" mit dem Einsatz von Kernwaffen gegen den „Osten" rechnen können, denn es gebe „keine denkbaren Fälle, in denen wir in Betracht ziehen würden, ... in Europa nicht zu reagieren".

Auf Antrag seiner SPD-Mitglieder hat der sogenannte Verteidigungsausschuß des BRD-Bundestages eine Aufstockung der Ausgaben für die Bundeswehr im Jahre 1980 um insgesamt 323 Millionen DM empfohlen.

Geplant haben die USA, mit einem Kostenaufwand von 1,5 Milliarden Dollar in Saudi-Arabien einen neuen Luftstützpunkt zu errichten.

Luxemburgs 340000 Einwohner müssen für die Mitgliedschaft ihres Landes in der NATO jährlich umgerechnet etwa 32 Millionen DM zahlen.



Gebilligt hat das USA-Repräsentantenhaus für das Haushaltsjahr 1980 ein „Militärhilfeprogramm" in Höhe von 2,8 Milliarden Dollar, wovon allein 1,9 Milliarden für Ägypten, Israel und die Türkei bestimmt sind.

Dänemark hat mit den USA ein Grundsatzabkommen abgeschlossen, das die Stationierung von 50 bis 100 US-Militärflugzeugen auf dänischem Territorium „im Falle eines Konflikts oder einer schweren Krise" vorsieht.

Freigegeben hat der USA-Senat Ende Oktober 41,4 Milliarden Dollar für die Beschaffung von weiterem Rüstungsmaterial.

SEIN BRUDER



Erzählung von Heinz Kruschel · Illustration Rudolf Pötzsch

Am Abend sind sie noch immer nicht ausgerückt. Sie warten und sind bereit. Dabei liegt etwas in der Luft. Es gibt keinen Ausgang. Die Zugführer und Kompaniechefs beraten. Die Soldaten sitzen im Kinosaal und sehen sich einen Musikfilm an. Der Film hat eine dünnblütige Handlung, aber in ihm spielt eine der besten Beatgruppen des ganzen Landes mit.
Der Soldat Rotmann ist nicht mitgegangen. Er sitzt im Klubraum und hat den dicken Umschlag geöffnet, den er am Morgen bekommen hat. Er enthält zwei kleinere Briefe, einen von seinem Bruder und den anderen, gewichtigeren, von der Leiterin des Heims, in dem Raul lebt. Rotmann hat zuerst den Brief des Bruders geöffnet.
Der Klubraum ist leer, nicht nur des Kinofilms wegen, sondern auch, weil der Fernsehapparat seit fünf Wochen nicht mehr funktioniert. Rotmann schaltet das Radio ein, sucht auf der Skala den Berliner Rundfunk und wartet. Um neunzehn Uhr, so hat der Bruder geschrieben, soll die Sendung beginnen.
Dann sagt ein Sprecher: Die Preisträger des Schülerwettbewerbs lesen nun selber ihre Arbeiten vor, zuerst der dreizehnjährige Raul Rotmann aus dem Kinderheim „August Bebel". In Vietnam ist Frieden, doch dieses Land braucht nach wie vor unsere Hilfe und unsere Solidarität. Die Wunden sind tief und viele noch offen. So will Raul seine Geschichte verstanden wissen. Bitte, Raul...
Dann hört Rotmann die unnatürlich helle und erregte Stimme seines Bruders und denkt: Dabei tut der Kleine immer so, als habe er ein dickes Fell.
Rotmann konzentriert sich auf die Geschichte, die er nicht kennt. Der Kleine hat ihm nie gezeigt, was er schreibt:
Einige Jahre nach dem Frieden suchen sich immer noch Menschen in Vietnam. Manche finden sich nie, sie bleiben vermißt und unauffindbar. Ein Lehrer und seine Schülerin Hai hatten endlich die Spur des Jungen gefunden, der einst das Mädchen Hai gerettet hatte. Er lag in einer kleinen Klinik der Provinz. Das Mädchen Hai wollte sich bei ihm bedanken und Geschenke ihrer Eltern übergeben; der Lehrer hatte den Auftrag, ihm eine Medaille für Tapferkeit zu verleihen. Beide wunderten sich nicht, daß der Junge weinte, aber sie wunderten sich, daß er sich sträubte, einen Dank entgegenzunehmen. Der Junge konnte seine Beine nicht bewegen. Er freute sich über den Besuch, aber er wollte keinen Dank und sagte, er wäre kein Held, sondern ein Feigling gewesen. Das Mädchen Hai und der alte Lehrer waren erstaunt und sahen sich an: Was redet der Junge da, immerhin hatte er es mit dem Einsatz seines Lebens gerettet...
Da erzählte der Junge: Mit den Sirenen waren auch schon die großen amerikanischen Bombenflugzeuge da, Genosse Lehrer. Ich sprang rasch in ein offenes Splitterloch und sah, während ich den Deckel über mich schob, wie sich die kleine Hai hinter einer flachen Mauer niederkauerte und die Hände vor das Gesicht schlug. Ich hatte nicht auf sie gewartet, ich ließ die Luke nicht offen, ich hatte nur Angst um mich selber. Dann fielen die ersten Bomben. Es waren Bomben, die zerplatzen und viele tausend Splitter verstreuen. Und Hai hatte nur eine Mauer, eine kniehohe Mauer. Da schämte ich mich in meinem Loch, da kam ich mir gemein und feige vor. Die Angst blieb. aber ich schämte mich nun mehr, als ich mich fürchtete. Ich stemmte den Betondeckel hoch. Überall krachte es, unsere Geschütze schossen auf die Flugzeuge. Ich mußte über den Gehweg und packte die kleine Hai. Heute hätte ich sie nicht mehr tragen können, sie ist groß geworden, aber damals war sie klein und wog nicht schwer, als ich sie wegtrug. Sie wehrte sich nämlich. Ich mußte sie mit Gewalt in das Splitterloch stoßen. Sie hatte sich hinter der Mauer so sicher gefühlt.



Ich fiel auf sie herab, ich spürte einen schmerzhaften Stich im Rücken. War es nicht so gewesen, Hai?
Das Mädchen bestätigte seine Worte und sagte, daß die Mauer verschwunden gewesen wäre, als sie herausgeholt wurden. Du konntest dich nicht mehr bewegen, sagte sie und strich über seine Stirn, auf der sich kleine Schweißtropfen bildeten.
Der Lehrer zeichnete den Jungen mit der Medaille für Tapferkeit aus, weil er das Mädchen gerettet und sich selber besiegt hatte. Der Junge legte sich ganz gerade hin und fühlte sich wie ein Soldat und war sehr stolz. Er grüßte sogar militärisch und lachte. Hai ließ ihm ihre Adresse da und sagte, einen schönen Gruß von ihren Eltern, und er solle sie besuchen kommen, er könne dann bleiben, solange er wolle.
Draußen auf dem Flur fragte Hai die Schwester, ob der Junge bald entlassen werde und wieder richtig laufen könne.
Die Schwester schüttelte den Kopf, die Beine des Jungen würden für immer gelähmt bleiben...
Rotmann schaltet das Radio ab und ist froh, einen Bruder zu haben, der sich solche Geschichten ausdenken kann.
Aber da ist noch der andere, der dickere Brief.
Eigentlich sind es vier Briefe in einem Umschlag, sie sollen in chronologischer Reihenfolge genannt werden. Und zitiert natürlich, denn sonst würde man Rotmann als so souverän einschätzen, wie das sein Zugführer, Leutnant Wenze, tut oder der Soldat Zipolle, der darüber staunt, wie schnell der Philosoph ein Buch lesen kann.
Der erste Brief stammt von der Französischlehrerin: ...ich verwarnte ihn mit der Bemerkung, daß er bei wiederholtem Stören des Unterrichts länger bleiben müsse, was ihn aber nicht zu ordentlichem Verhalten ververanlaßte. Ich ordnete also an, er solle dableiben. Nach Stundenschluß verließ Raul den Klassenraum, ohne mir eine Erklärung zu geben und ohne auf den Zuruf von mir und einigen Mitschülern zu reagieren. Wegen des genannten Verhaltens erhält Raul von mir ein Ungenügend im Fach Betragen, bitte bestätigen Sie mir den Empfang dieses Briefes, Bittermayer, Französischlehrerin.
Der zweite Brief stammt vom Klassenlehrer: ...leider sehe ich mich veranlaßt, Raul Rotmann einen Tadel auszusprechen, den ich folgendermaßen begründe: Am 3. 1. schrieb ich Raul eine Eintragung in das Tagebuch, weil er auf der Klassenführungsliste bereits zwei negative Vermerke von der Französischlehrerin wegen seines Betragens erhalten mußte. Die geforderte Unterschrift von Ihnen zeigte er mir nicht. Er gab vor, sein Tagebuch vergessen zu haben, obwohl er es, wie die Kontrolle ergab, in der Tasche trug. Das Tagebuch enthielt nicht mehr meine Mitteilung an Sie, Raul hatte sie herausgerissen. Ich bitte um Kenntnisnahme, Lemming, Klassenleiter.

Und auch der dritte Brief ist an die Heimleiterin gerichtet, er stammt von Raul: ...ich habe beschlossen, für ein paar Tage auszurücken, bis ich mit mir selbst klargekommen bin. Ich halte es nicht mehr aus, die Schule, die Lehrer, ich weiß, das ist blöd. Ich habe selber Schuld. Und alles, weil ich in Französisch geschwatzt und mit dem Fuß eine Tür zugestoßen habe. Ein Lehrer hatte das gesehen und mir eine Eintragung in die Liste gegeben, dann erzählte er es dem Klassenleiter, der noch eine Note drauf gab und eine Eintragung dazu. Ich war regelrecht verzweifelt. Ich war furchtbar aufgeregt und habe gezittert, anscheinend war das zuviel für meinen Grips, ich war irgendwie weg und fetzte die Seite mit dem Vers aus dem Tagebuch heraus. Herr Lemming merkte, daß die Seite fehlte, und sagte: Der Tadel wird dem Heim mitgeteilt und deinen Eltern, auch wenn sie im Ausland sind! Ich weiß, Sie werden furchtbar erschrocken sein – aber fragen Sie nicht, was ich für schwarze Gedanken hatte. Das ist der Grund für mein Verschwinden, entschuldigen Sie bitte, Raul.

Den vierten Brief schrieb die Heimleiterin an den Soldaten Rotmann: ...machen Sie sich keine Sorgen mehr, wir haben ihn bald gefunden, einige Freunde hatten uns sein Versteck genannt, der Raul hatte den SCHIMMELREITER, SCHKID, Makarenkos WEG INS LEBEN und BENGALISCHE MÄRCHEN bei sich, ferner zwei Flaschen Cola und einige harte Brötchen, ferner eine Decke und einen Schlafsack. Er war heilfroh, als wir ihn gefunden hatten. Und das nicht nur, weil es im Versteck sehr kalt gewesen war. Er schämt sich, und es wäre gut, wenn Sie ihm schreiben oder noch besser, mit ihm reden könnten. Mit seinem Klassenleiter werden wir in dieser Woche zusammenkommen, er scheint der Meinung zu sein, mit dreizehn Jahren müsse man durch die Schule schon eine ausgereifte Persönlichkeit sein, bereit, in jeder Situation richtig entscheiden zu können...

Da sitzt nun der Soldat Rotmann vor diesen Briefen und hätte gern den Leutnant Wenze neben sich gehabt. Mit ihm könnte er über seinen Bruder sprechen, zu ihm hat er Ver-

trauen. Wenze hält Rotmann für einen guten Soldaten, der seine Angst überwinden kann, der viel leistet, der leider keine Kommandos erteilen kann wie ein richtiger Gruppenführer, der Gleichnisse und alte Legenden parat hat, der Zipolle hilft und anscheinend selber ohne Hilfe auskommt.

Er ist in diesen Minuten gar nicht mehr souverän, er ist hilflos. Sein Bruder muß zur Zeit mit sich ohne Eltern und ohne Bruder fertigwerden. Rotmann wird Wenze um einen Kurzurlaub bitten, Wenze wird ihm den Urlaub bewilligen. Reden möchte er mit dem Zugführer, der zwar ein Jahr jünger ist als er selber, aber ihm dennoch reifer vorkommt. Wenze kann zuhören.

Als im Rundfunk der kleine Bruder die Geschichte über den Vietnamesen las, hatte es zu regnen begonnen. Der Regen spült jetzt über die betonierten Pisten und läßt den grauen Winterrasen aufquellen. Dann dreht sich der Wind, und der Regen peitscht gegen die drei Fenster des Klubraumes, in dem Rotmann sitzt, die Briefe vor sich. Nun ist der Regen geräuschlos geworden, er rinnt an den Scheiben herab.

Rotmanns Sorge um den Bruder ist aus einem dauerhaften Stoff gewebt. Er wird, wenn der Alarm weiter auf sich warten läßt, noch Kossakowski lesen und in dem Buch des französischen Marxisten Lucien Sève über die Theorie der Persönlichkeit, wohl wissend, daß er weder einen Tugendkatalog noch ein Rezept für seinen Bruder Raul finden wird, aber vielleicht mehr Wissen um Zusammenhänge und um die vielen Bausteine zu einem menschlichen Charakter.

Denn Rotmann ist Philosoph und kein Psychologe. Aber er weiß, daß die biblische Gewißheit, wonach die ständige Verabfolgung von Maßnahmen durch Erziehende unweigerlich und letztlich zu den gewünschten Erfolgen führe, nur eine blasse und ziemlich metaphysische Erwartung ist.

Er wird etwas tun. Was kann er tun? Er kann seinem Bruder klarmachen, daß kein Mensch auf die Dauer vor Schwierigkeiten davonlaufen kann. Tut er es dennoch, versucht er so zu leben, werden die Schwierigkeiten wie von allein weiter wachsen. Dazu braucht Rotmann keine Geschichte zu erfinden, die ist ihm heute per Post geliefert worden.

Es könnte sein, daß Leutnant Wenze, sähe er Rotmann in diesen Viertelstunden, ihn für weniger vollkommen hält, weil er noch ratlos ist. Rotmann kann nicht einmal mit seinem Bruder telefonieren. Wenze würde sagen:
Ich weiß auch von Rotmann zu wenig, obwohl ich glaubte, gerade diesen Soldaten sehr gut zu kennen. Wann weiß man eigentlich genug von einem Menschen?

Sollte der Alarm noch an diesem Abend ausgelöst werden, so würde Rotmann nicht auffallen, er würde so schnell wie die andern angezogen sein und aufsitzen und schweigen oder fluchen oder Witze reißen. Er würde sein wie die anderen, äußerlich. Und er würde sich nichts anmerken lassen. Dabei täte es ihm gut, mit jemandem über seinen Bruder Raul zu reden. Nicht mit jemandem, er könnte nicht mit Zipolle darüber reden. Auch nicht mit Turner, der würde grinsen und sagen, ein richtiger Junge muß ausrücken, und ein richtiger Pauker haut eben nicht mehr mit dem Stock, sondern mit Tadel und Note, was willst du also.

Es ist dunkel geworden im Klubraum. Im Aquarium glucksern die Fische. Rotmann steckt die Briefe in die Umschläge zurück und hofft noch darauf, daß sich die Tür öffnet, daß der Leutnant da steht und fragt: Was ist los mit Ihnen, Genosse Rotmann? Sie sind nicht bei den anderen, gibt es Probleme?

Das ist Wenzes Schlagwort, irgendwelche Probleme, Leute; er will immer Probleme lösen, und Rotmann kann sich vorstellen, wie er in seinem Falle reagieren könnte:

Heute ist Montag, aber Freitag nach dem Dienst fahren Sie in dieses Heim und reden mit dem Bruder, am besten erst Achterbahn und dann Eis essen und dann erst reden, nicht gleich mit der Tür ins Haus. Oder Sie reden erst mit ihm über diese Geschichte, die er im Rundfunk lesen durfte, erst die Anerkennung, dann die Auseinandersetzung.
Wenze soll verheiratet sein, denkt Rotmann, es muß gut sein, mit so einem Menschen zusammen zu sein, an sich selber denkt der nicht, der ist in den ersten Wochen jeden Abend auf den Stuben gewesen, der hat mit jedem gesprochen, der geht keiner provozierenden Frage und keiner geilen Bemerkung aus dem Wege.

Einmal hat Rotmann ihn mit einem Mädchen gesehen, mit einer Blonden, die das Haar zu einem Knoten gebunden hatte, aber dennoch so aussah wie die Siebzehnjährigen, die auf einer Disko gleich von den Jungen zum Tanz geholt werden. Sehr jung sah sie aus. Es kann seine Frau gewesen sein.

Aber die Tür öffnet sich nicht. Rotmann verläßt den Raum, geht die Treppe hinunter in den ersten Stock, an dessen Ende sein Zimmer liegt. Bevor er es erreicht, wird Alarm ausgelöst. Vom Fenster aus sieht er, wie die Soldaten aus dem Kulturhaus stürzen und zu den Unterkünften laufen. Er hat Zeit und etwas Vorsprung.



Unsere Anschrift:
Redaktion „Armee-Rundschau"
1055 Berlin, Postfach 46130

Vignetten: Klaus Arndt

Kündigungsschutz

Im aktiven Wehrdienst ruht das Arbeitsrechtsverhältnis mit meinem Betrieb. Wie lange gilt der damit verbundene Kündigungsschutz?
Gefreiter K. Griep

Er erlischt, wenn Sie sich nicht innerhalb von 7 Tagen nach der Entlassung zur Arbeitsaufnahme gemeldet haben. So legt es § 2 (3) der Förderungsverordnung (Gesetzblatt der DDR, Teil I/1975, Nr. 13) fest.

Recht herzlich

...bedanken möchte ich mich bei den Vorgesetzten meines Sohnes, der zur Zeit auch aktiven Wehrdienst leistet. Diese Genossen haben mir in einem persönlichen Problem im Frühjahr letzten Jahres Hilfe und Unterstützung gegeben.
Ursula Fischer

Truppenbesuche

Im August 1979 besuchte Erich Honecker das Jagdfliegergeschwader „Wladimir Komarow", in dem mein Bruder dient. Jedoch gab es auch schon vorher Truppenbesuche des Genossen Honecker. Wann und wo war das?
Angelika Schirmer, Halle

Im Juli 1971 bei der Volksmarine, wo Gefechtshandlungen auf See demonstriert wurden, und im Januar 1972 bei Truppenteilen und Einheiten im Norden der DDR sowie an der Technischen Unteroffiziersschule „Erich Habersaath". Im September 1975 fand der Truppenbesuch im Jagdfliegergeschwader „Heinrich Rau" und dem Fla-Raketen-Truppenteil „Hermann Duncker" statt, im Juni 1978 bei den Landstreitkräften und am 29. August 1979 bei den Luftstreitkräften/Luftverteidigung.

Mit Dienstzeit

In meinem Betrieb gibt es Treueprämien für langjährige Zugehörigkeit. Wird die Armeezeit auch gezählt?
Gefreiter Jürgen Schadow

Ja. Das gilt bei Soldaten im Grundwehrdienst für das Arbeitsrechtsverhältnis oder die Tätigkeit, das bzw. die nach der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst fortgesetzt bzw. aufgenommen wird.

Blickpunkt Sport

Ich weiß, daß es zum 25. Republikgeburtstag eine umfangreiche Sportdokumentation gab, mit sehr vielen Fakten, Fotos, Erinnerungen usw. Ist etwas ähnliches zum 30. auch wieder erschienen?
Monika Meyer, Gera

Ja, für nur 12 Mark kann man auf 230 Seiten die 30jährige Entwicklung des DTSB nachvollziehen. Sehr anschaulich sind die 55 Dokumententafeln über jene Gesetze und Beschlüsse von Staat und Sportorganisation, die Grundlage für die großen Erfolge waren. Weiter sind enthalten: aufschlußreiche Zeitungszitate, viele Fotos, Erlebnisse von Spitzensportlern in der Auseinandersetzung mit der Weltelite. Bestellungen für diese Dokumentation bitte



nicht an den Buchhandel richten, sondern an das Auslieferungslager der Olympischen Gesellschaft der DDR, 111 Berlin, Friedrich-Engels-Str. 9.

Nur Modell

Worum handelt es sich beim Aufklärungsfahrzeug T-23 von 1931? Wurde es in Serie gebaut?
Mario Doherr, Radeberg

Um einen sowjetischen Prototyp, der nicht in Serie produziert wurde. Er bildete den Grundstock für den leichten Panzer T-27. Der T-23 war mit einem MG bewaffnet.

Schaden durch Enthaltsamkeit?

Diese Umfrage in AR 9/79 fand ich sehr interessant. Mein Verlobter leistet zur Zeit auch seinen NVA-Dienst, für drei Jahre. Sie sollten viel öfter über Probleme von Soldaten und ihren Frauen diskutieren.
Angelika Wiederhold, Erfurt

Enthaltsam bin ich nur freiwillig in der Hinsicht, niemals meine Freundin zu betrügen, denn ich habe sie lieb. Ansonsten mache ich alles, was mir Spaß macht.
Offiziersschüler René Beyer

Enthaltsamkeit führt nicht zu psychischen Schäden. Dazu kann es nur kommen, wenn man überhaupt längere Zeit von der Gesellschaft getrennt ist. Da ist körperliche Betätigung als Ausgleich erforderlich.
Maat Andreas Haberkorn



Vor einem Jahr haben wir unseren ersten gewünschten Nachwuchs bekommen. Trotz Trennung leben wir glücklich. Obwohl wir bei meinen Schwiegereltern wohnen, leben wir nicht enthaltsam, sondern gestalten unser Leben so günstig, wie es eben nur geht.
Offiziersschüler Roland Hartig

Entsagung ist meiner Meinung nach Verzicht auf Leidenschaften auf Grund verschiedenster Ursachen. Wenn die nötige Portion Kultur oder Sex für länger fehlt, dann fehlt auch etwas an der Persönlichkeitsentwicklung. Alkohol und Zigaretten sind keine Leidenschaften, sondern Laster; auf sie kann man getrost verzichten. Nur auf Ersatz zu leben, sollte man sich doch besser verkneifen.
Offiziersschüler Roland Lorenz

AR stellt zur Diskussion:

„Was, Deiner kommt zur Grenze? Na, da mach Dich fertig, den siehst Du anderthalb Jahre nicht. Und zur Besuchszeit triffst Du ihn auch nie an, der ist immer draußen. Such' Dir lieber gleich Ersatz." Stimmt das wirklich, was mir da gesagt wurde?
Ines Conrad, Eisenhüttenstadt

Wir warten mit Ines auf Ihre Meinungen.

Finanzielles

In meiner Seminargruppe entstand zur Stipendiumhöhe in bezug auf die Dienstzeit in den bewaffneten Organen eine Diskussion. Welche Regelung besteht nun?
Andreas Götze, Dresden

Studenten, die als Soldat, Unteroffizier oder Offizier auf Zeit mindestens drei Jahre aktiven Wehrdienst geleistet haben, erhalten ein Grundstipendium von 190 Mark (an Hochschulen) oder 160 Mark (an Fachschulen), unabhängig vom Bruttoeinkommen der Eltern. Zusätzlich wird diesen Reservisten ein Betrag von 80 Mark monatlich gezahlt. Unteroffiziere oder Offiziere auf Zeit, die wenigstens fünf Jahre gedient haben, bekommen 400 Mark Stipendium.



Beruf als Liebeshindernis?

Diese im „Postsack" des Heftes 10/79 aufgeworfene Frage bewog viele AR-Leser, sich zu Wort zu melden. Die Ergebnisse der Diskussion fassen wir in der nächsten Ausgabe zusammen. Wir berichten über ein Fest im Grünen, den Chef einer mot. Schützenkompanie und einen Entseuchungstrupp der Tschechoslowakischen Volksarmee. Weitere Beiträge führen nach Nepal, zu den Bobsportlern des ASK Vorwärts Oberhof, in eine sowjetische Kaserne und auf einen polnischen Militärflugplatz. In der AR-Waffensammlung werden Fla-MG vorgestellt. Auf dem Rücktitelbild: die Sängerin Sabine Bruhns.

2

An alle!

...wandte sich Wally Kopke aus Boxberg mit ihrem Problem in AR 9/79: Den Eltern ihres Freundes paßt ihre Gesichtsform nicht. Nach unseren Diskussionsseiten im Dezemberheft hier weitere Lesermeinungen dazu.

Guter Rat ist hier schwer. Auf jeden Fall mit den Eltern sprechen. Das hört sich einfach an, ist aber sicher sehr schwer. Sollte das nicht helfen, gibt es nur eins: Konsequenzen ziehen.
Offiziersschüler Ralph Seifert



Wir hatten das gleiche Problem. Ich war meinen Schwiegereltern zu groß, bin 1,81 m und mein Mann ist 1,69 m. Außerdem war ich ihnen zu „alt", vier Jahre älter als mein Mann, und dann habe ich auch noch geraucht und mein Haar getönt. Ich mußte mir sehr viel gefallen lassen, aber sie haben uns nicht untergekriegt. Von unserer Hochzeit haben wir sie per Telegramm benachrichtigt. Das muß ganz schön eingeschlagen haben. Inzwischen ist unser Verhältnis zwar nicht gerade ideal, aber man akzeptiert und achtet mich.
Ruth Menzel, Karl-Marx-Stadt

Ich war ganz schön empört, liebe Wally, als ich Ihre Zeilen über die Eltern Ihres Freundes las. Ich finde das Verhalten äußerst taktlos. Mir ging es allerdings ähnlich. Aber mein Mann sagte: „Diese Frau liebe ich und möchte sie heiraten." Dann war Ruhe.
Gisela M., Plauen

Wenn Ihr Euch beide gut versteht, dann können doch die Eltern nicht in Eure Angelegenheiten reinreden, ob das in Sachen Liebe oder Gesichtsform ist.
Monika Teuteberg, Eckardtshausen

Neue Medaille in der SU

Seit einiger Zeit soll es in der UdSSR eine Medaille der Waffenbrüderschaft geben. Haben Sie darüber nähere Informationen?
Gefreiter Jörg Hansen

Am 25. Mai 1979 beschloß das Präsidium des Obersten Sowjets der UdSSR die Stiftung der Medaille „Für die Festigung der Waffenbrüderschaft". Sie können erhalten: Angehörige der sowjetischen Streitkräfte, Mitarbeiter der Organe der Staatssicherheit, des MdI sowie Bürger der Mitgliedsstaaten des Warschauer Vertrages, anderer sozialistischer Staaten und anderer befreundeter Länder, die sich um die Festigung der Waffenbrüderschaft verdient gemacht haben. Der Medaillenkörper (32 mm Durchmesser) besteht aus Tombak, einer Kupfer-Zink-Legierung, und ist goldfarben. Das seidene Moiréband vereint die Farben der Flaggen der Mitgliedstaaten des Warschauer Vertrages.

Treuebeweis in der Liebe?

Zu dieser Frage von Cornelia Leubold aus Erfurt diskutieren wir bereits seit der AR 8/79. Hier noch die Meinung von I. Dröse aus Burg Stargard:

Seit einem Jahr bin ich verheiratet und seit Mai dieses Jahres leistet mein Mann seinen Grundwehrdienst. Unsere Zuneigung zueinander können wir meist nur in Briefen ausdrücken. Man freut sich auf jeden neuen Tag, denn es kommt Post. Als Studentin mit eigenem Haushalt muß ich mir zwar oft die Zeit genauestens einteilen, aber ich meine, die halbe Stunde am Tag läßt sich immer finden. Und ein Brief hilft doch über schwere Zeiten hinweg.



Gefragte Sport-Poster

Da ich mich besonders für Sport interessiere, fand ich im Heft 8/79 das Farbposter von Joachim Dreifke sehr gut. So etwas solltet Ihr öfter bringen.
Wolfgang Grahl, Ahlbeck

In diesem Jahr werden wiederum ASK-Athleten unseren Sportteil in Wort und Bild bereichern, ab und zu auch in Form von Postern und häufiger als bisher. Die ersten beiden werden sein: Oberleutnant Margit Schumann, ASK Vorwärts Oberhof, und Oberleutnant Udo Beyer, ASK Vorwärts Potsdam.

Soldatenpost

...wünschen sich: Gritli Schröder (19), 88 Zittau, Äußere Weberstr. 77 – Marion Reinig (18), 25 Rostock 1, Eschenstr. 12 – Regina Sporrer (17), 25 Rostock 6, Erich-Weinert-Str. 2 – Christine Quosdorf (17), 8281 Wildenhain, Hauptstr. 9 – Petra Seyfarth (17), 116 Berlin, Bucher Str. 20 PF 206–06 – Kerstin Daute (20), 24 Wismar/Klüß, PF 118 – Gabi Hebstreit (18, 1,80 m), 58 Gotha/West, August-Geutzburg-Str. 11 – Gabriela Otto (19), 8251 Rhasa, Nr. 64 – Rosemarie Pauhans (21), 6081 Trusetal/Laudenbach, Waldstraße 7 – Angela Börner (18), 9090 Karl-Marx-Stadt, Schiersandstraße 21, LWH „E. Schneller", PF 37 – Dagmar Voelker (24, 1,80 m), 112 Berlin, Gounodstr. 45 – Brigitte Keil (25, zwei Kinder), 75 Cottbus, Th.-Brugsch-Str. 25 – Petra Ewert (17), 23 Stralsund, Wartislavstraße 11 – Simone Häusler (17), 23 Stralsund, Bogislavstr. 21 – Carina Brand (17), 23 Stralsund, Philipp-Julius-Weg 5

Mit Berufssoldaten möchten sich schreiben: Ilona Henning (19), 22 Greifswald, Trelleborger Weg 17 – Eleonore Pikowski (34, Kinder 13 bis 16 Jahre), 301 Magdeburg, Große Düsdorfer Str. 50a – Marita Hotopp (20), 325 Staßfurt, Leninring 13, 22 E4 – Irene Landrock (20), 9201 Zug, Nr. 150 SG 78/2 – Karin Grafe (22), 8355 Neustadt, Friedrich-Engels-Str. 43 – Simone Druschke, 88 Zittau, Willi-Gall-Str. 56c – Cornelia Michael (20, Tochter 2 Jahre), 8404 Röderau, Bahnhofstr. 4 – Kristel Stur, 2063 Malchow, Jugendstr. 50 – Elke Müller (20), 1178 Berlin, Möllhausenufer 27/31 – Ramona Stiehl, 126 Strausberg, Otto-Langenbach-Ring 16 – Sonja Taraschewski (31, Tochter 9), 933 Olbernhau, Neue Str. 18

Soldat Michael Horn

..., der mit seiner Ansicht in der Januar-Umfrage 1979 „Liebe oder ‚Abenteuer'?" eine Flut von Lesermeinungen hervorrief, nahm in der AR 9/79 noch einmal Stellung dazu. Unsere letzte Veröffentlichung zu diesem Problem:

Ich möchte dem Mädchen des Genossen Horn sagen, daß sie es doch noch einmal mit ihm versuchen sollte. Das, was er im Septemberheft geschrieben hat, ist doch Beweis für seine Liebe. Er hat sicher viel gelernt und nachgedacht.
Cornelia Verch, Zwickau

Ins Blättern kommen

Habe gerade Heft 9/79 ausgelesen und bin so begeistert, daß ich Euch das auch einmal schreiben muß. Sehr interessant fand ich den Beitrag „Alt und jung verträgt sich doch". Gut, daß Ihr wirkliche Probleme so offen behandelt. Schade, daß „Prognosen vom Ballon" nur so kurz war. Die Folgen von „Was einem so in die Hand kommt" habe ich mir alle ausgeschnitten und gesammelt. Damit habe ich eine fast lückenlose Chronik, die ich ganz sicher mal für meine Kinder brauchen werde. Bei ihren Fragen komme ich dann nicht ins Schwitzen, sondern ins Blättern.
Brigitte Keil, Cottbus

Dasselbe

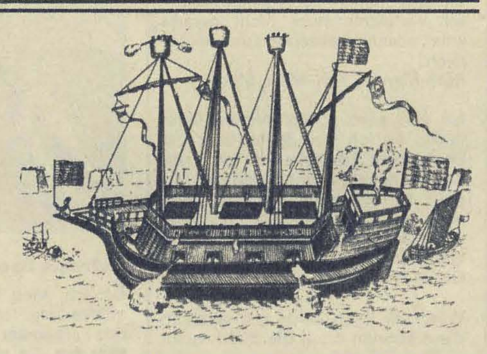
Worin besteht der Unterschied zwischen Hubschrauber und Helikopter? Wozu werden sie eingesetzt?
Thomas Dietrich, Waltershausen

Es gibt keinen. Da Hubschrauber senkrecht starten und landen können, also nicht an feste Flugplätze gebunden sind, werden sie verwendet als Kampfhubschrauber, zum Transport von Luftlandetruppen, Waffen und Versorgungsgütern, zur Aufklärung, Feuerleitung und Verbindung, zum Abtransport von Geschädigten, im Bestand der Seestreitkräfte zur U-Boot-Aufklärung und -Abwehr, im Seenotdienst und beim Minenräumen.



„Finis belli"

In einem alten Geschichtsbuch tauchte der Name „Finis belli" auf. So soll ein Panzerschiff geheißen haben. Was hat es damit auf sich?
Jörg Schulz, Rostock



Anfang 1585, als Antwerpen von den Spaniern belagert wurde, hatten dessen Einwohner die Idee, ihre Stadt durch den Bau eines monumentalen Panzerschiffes zu retten. Diese schwimmende Festung namens „Finis belli" (Kriegsende) war ein flaches, durch starke Eisenplatten geschütztes Schiff, das aus zahlreichen Geschützen das Feuer auf den Feind eröffnen konnte. Seine Masten hatten sogar Schanzkörbe erhalten. Doch der in aller Eile erbaute Koloß war sehr schwerfällig und ließ sich kaum steuern. Zum Gaudium der Spanier fuhr das Schiff dann auch recht bald auf einer Sandbank fest. Erst drei Jahrhunderte später konnte 1859 in Frankreich die erste Panzerfregatte, die „Gloire", vom Stapel laufen. Der erste Kriegseinsatz erfolgte im amerikanischen Bürgerkrieg 1861 bis 1865.

AR-Markt

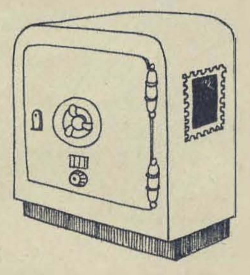
Biete Fliegerkalender der DDR 1975, 1976, 1978, 1979, von Wissman „Geschichte der Luftfahrt von Ikarus bis zur Gegenwart", von Groehler „Der lautlose Tod", „Geschichte des Luftkrieges 1910–1970", von Thürk „Singapore", von Freyer „Der Tod auf allen Meeren". Suche „Das große Flugzeugtypenbuch", Flieger-Revue 4/75, Deutscher Fliegerkalender 1966, 1968, „Der Kampfweg der sowjetischen Seekriegsflotte", „20. Juli 44 – Legende und Wirklichkeit" von Melnikow und von Finker „Stauffenberg und der 20. Juli 44": W. Czepluck, 4090 Halle-Neustadt, Block 331/01/43 – Biete 320 Typenblätter für 13 M, 50 AR-Poster für 10 M, 60 AR-Waffensammlungen für 12 M, 95 AR von 1969 bis 1979 (ohne Poster, Waffensammlungen und Typenblätter), Stück 0,15 M: M. Kunert, 58 Gotha, E.-Weinert-Str. 12 – Biete vollständige AR-Jahrgänge von 1964 bis 1979 sowie 12/63, 2/65, 6/72, 6/78: D. Tessnow, 2551 Rostock, PF 128/10 – Tausche Typenblätter von AR, mt und „Jugend und Technik" (Jahrgang 1957–1979) gegen Zeitschrift „Letectvi i Kosmonautika" und Eyermanns „Das große Typenbuch": F. Hommel, 8921 Sproitz, Nr. 33 – Suche „Das große Flugzeugtypenbuch", „Historische Flugzeuge" 2 und Flugzeugtypenblätter: R. Schlag, 7403 Lucka, Clara-Zetkin-Str. 48 – Suche AR mit

Typenblättern von Schiffen, Booten und Flugzeugen aus der BRD und Dänemark: U. Ihlius, 112 Berlin, Schönstr. 62 – Suche von Julius Mader „Die Killer lauern“: A. Ueck, 2801 Krenzliner Hütte, Waldstr. 6 – Gebe ab AR-Jahrgänge 1964 bis 1977, komplett mit Typenblättern: F. Münch, 12 Frankfurt (Oder), Aurora-Hügel 6.

Briefe ohne Geld

Kürzlich erhielt ich einen Brief, dem meine Frau einen Geldschein beigelegt hatte. Mein Stubenkamerad behauptete, daß es verboten sei, Geld in Briefen zu befördern. Ist das wahr?
Unteroffiziersschüler Klaus Otto

Nach § 11 der Postordnung vom 21. November 1974 – Gesetzblatt der DDR, Teil I/1975, Nr. 13 – sind in- oder ausländische Zahlungsmittel (außer Gedenkmünzen der DDR) von der Beförderung in Brief- oder Kleingutsendungen ausgeschlossen. Gelangen solche Sendungen dennoch in den Postbetrieb, werden sie bei Feststellung an den Absender zurückgesandt.



Mindestens 24 Monate

Ich habe einen 17jährigen Freund in Poznan. Nun möchte ich gern wissen, wie der Militärdienst in der VR Polen organisiert ist.
Roswitha Schulz, Frankfurt (Oder)

Der Dienst in den Streitkräften der VR Polen ist gesetzlich geregelt. Der Grundwehrdienst beträgt 24, in Spezialeinheiten 36 Monate. Wehrpflichtige, die sich entschließen, länger zu dienen, bleiben vier bis fünf Jahre Armeeangehörige. Die jährlichen Musterungen erfassen sämtliche Männer, die im entsprechenden Kalenderjahr ihr 19. Lebensjahr vollenden. Insgesamt gibt es in der VR Polen 18 Schulen für Berufsunteroffiziere, 13 Offiziersanwärterschulen und elf Offiziershochschulen.

Altersgrenze

Welche Altersgrenze ist eigentlich für die Aufnahme eines Offiziersstudiums gesetzt?
Jutta E., Cottbus

Offiziersbewerber dürfen nicht älter als 23 Jahre sein.

BERUFSBILD



Unteroffizier für Flugzeugversorgungstechnik

Die Luftstreitkräfte der NVA sind mit modernen Überschalljagdflugzeugen, Transportflugzeugen und Hubschraubern ausgerüstet. Die Genossen der Flugzeugversorgungstechnik haben die Aufgabe, die Gefechtsausbildung und -handlungen der Fliegerkräfte mit Elektroenergie und technischen Gasen in der benötigten Qualität und Quantität sicherzustellen. Dazu verfügen sie über moderne hochleistungsfähige Anlaßgeräte für Flugzeugtriebwerke, Hochdruckkompressoren und über fahrbare Anlagen für die Sauerstoffgewinnung, die Flüssigsauerstoffvergasung und den Sauerstofftransport. Der Unteroffizier für Flugzeugversorgungstechnik ist politischer Erzieher, militärischer Führer und Ausbilder der ihm unterstellten Unteroffiziere und Soldaten, und er ist Militärspezialist. Seine besondere Verantwortung besteht in der Aufrechterhaltung einer ständigen Arbeits- und Gefechtsbereitschaft der Flugzeugversorgungstechnik. Aber auch ausgezeichnete mathematisch-naturwissenschaftliche Kenntnisse, organisatorische Fähigkeiten und initiativreiches Handeln sind gefragt. Gesundheit und physische wie psychische Kondition werden verlangt. Vorteilhaft für die Ausbildung in diesem Profil ist der Facharbeiterabschluß auf einem Elektrogebiet, als Schlosser, Werkzeugmacher und in anderen artverwandten Berufen. Die Ausbildung erfolgt an der Unteroffiziersschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung der NVA in Bad Düben und dauert fünf Monate. Sie umfaßt neben der gesellschaftswissenschaftlichen, allgemeinmilitärischen und physischen eine Spezialausbildung u.a. in solchen Fächern wie Elektrotechnik, Physik der Gase, Chemie, Aufbau und Konstruktion von Anlaßmitteln, Einsatzgrundsätze der Flugzeugversorgungstechnik, Analysen für medizinischen Sauerstoff. Der Absolvent der Unteroffiziersschule wird als Mechaniker oder Gruppenführer in einem fliegertechnischen Truppenteil oder in einer Sauerstoffversorgungseinrichtung eingesetzt. Nähere Auskünfte erteilen die Beauftragten für militärische Nachwuchsgewinnung an den Schulen sowie die Wehrkreiskommandos der NVA.


DIE

DREIZÖLLIGE

Das ist die Geschichte einer Kanone, die Geschichte machte.
Sie ist nicht weniger legendär als der T-34.
Sie hämmerte mit ihren Granaten an die Bastionen der Weißen,
spie Feuer und Verderben auf die Interventen
und war vom ersten Tage des Großen Vaterländischen Krieges an
bis zum Sturm auf den Reichstag mit dabei.
Danach trat sie noch lange nicht in den Ruhestand.
Die jungen sozialistischen Armeen hatten sie
in ihre Artilleriebewaffnung aufgenommen.
Auch die NVA führte sie in ihrer Erstausstattung,
die „Sechsundsiebziger".
Die sowjetischen Kanoniere
nannten sie „Polkowuschka", was soviel
wie Regimentsliebling bedeutet.
Ihre Wiege stand in Gorki,
ihre Vorfahren
kamen aus Frankreich
und dem alten Petersburg.

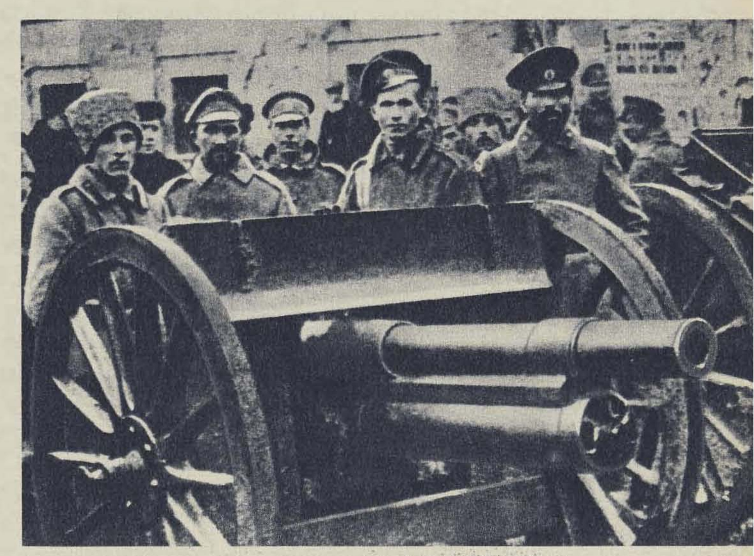


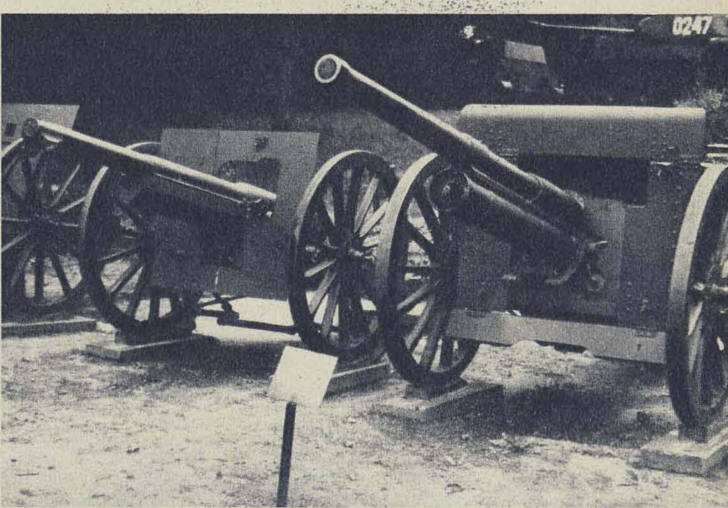
Wer den zwanzigteiligen Filmzyklus „Die entscheidende Front" gesehen hat, wird sich vielleicht an das Bild erinnern, das wir als historisches Dokument an die Spitze dieses Beitrags stellen. Vor der Parade auf dem Roten Platz in Moskau, an jenem denkwürdigen 7. November 1941, steht eine Artillerieabteilung bereit zur Vorbeifahrt an der Tribüne. Die Kanonen sind vom Kaliber 7,5 cm, Modell 1897. Das zaristische Rußland hatte sie in Frankreich bei Schneider gekauft und in Lizenz gebaut, in Petersburg in den Putilow-Werken. Diesen Geschütztyp hatte die Rote Armee neben 60 anderen Mustern 1918 übernommen. Wie diese Kanone zur Novemberparade 1941 kam, ist schwer zu sagen. Zu dieser Zeit hatte doch die Rote Armee weitaus modernere Geschütze. Anzunehmen ist, daß man das Modell 1897 aus den Arsenalen für eingelagerte Technik holte, um die Front mit allen verfügbaren Mitteln zu stärken. Der aufmerksame Betrachter der Filmserien wird aber auch die Nachfolger dieser Kanone gesehen haben – die 76,2-mm-Feldkanone Modell 1939 (F-22 USW). Welche Entwicklungsetappen zwischen diesen beiden Feldgeschützen zurückgelegt wurden und welche weiteren Neuerungen bis zum Kriegsende entstanden, darüber geben dieser Beitrag und der folgende im nächsten Heft Auskunft.

Um die Jahrhundertwende führte die französische 75-mm-Schnellfeuerkanone Schneider, Modell 1897, einen Durchbruch im Artilleriewesen herbei. Ihre hohe Kadenz hatte zur Folge, daß das Geschütz große Verbreitung fand. Man baute es in vielen Ländern nach. Somit wurde das Kaliber 75 bzw. 76 zum allseitigen Typ des Feldgeschützes des ersten Weltkriegs.

In Rußland war nach diesem Vorbild die Feldkanone 1902 entstanden, die in der Literatur auch als die „Dreizöllige" bezeichnet wird. Das erklärt sich aus dem alten russischen Maßsystem, wonach 1 Zoll = 10 Linien = 2,54 cm waren. 3 Zoll sind also das Kaliber 7,62 cm. Die Konstruktion erwies sich derart gelungen, daß sie noch mehr als zwei Jahrzehnte danach mit nur unbedeutenden Veränderungen ein vollwertiges Geschütz war. Auf einer drehbaren Erhöhung wurde sie sogar als provisorische Flak verwendet. Später wurde sie zum Ausgangspunkt der 76,2-mm-Fliegerabwehrkanone.

Das Modell 1902 ging nach der Oktoberrevolution in den Bestand der jungen Roten Armee ein und bewährte sich im Kampf gegen die Feinde Sowjetrußlands. Man fand die „Dreizöllige" auf den Panzerzügen und auf den Flußkanonenbooten sowie





60 Geschützmuster hatte die Rote Armee 1918 von der zaristischen Artillerie als Erbe übernommen. Eins davon war die Regimentskanone 1897 aus der die 76,2-mm-Feldkanone 1902 wurde. Bild unten: 7,5-cm-Kanone 1897 (links), 76,2-mm-Kanone 1902.

auf improvisierten Selbstfahrlafetten. Sie gehörte mit Protze und Pferdebespannung zur Bewaffnung der 1. Reiterarmee und anderer Kavallerieverbände. Dennoch konnte das System nicht für Ewigkeiten so bleiben. Die erste versuchsweise Modernisierung fand 1920 statt. Es sollte ein viermal längeres Rohr eingesetzt werden (siehe Chronologie). Diese Arbeiten setzte man fort. Sie führten zu einigen interessanten Resultaten, die aber nicht in die Praxis umgesetzt werden konnten. Dazu fehlte damals ganz einfach die ökonomische Basis. Den Konstrukteuren war es zu dieser Zeit lediglich möglich, die 76,2-mm-Regimentskanone Modell 1927 (kurzes Rohr, niedriger Schutzschild, große Räder) in die Serienproduktion zu überführen.

Zu vermerken sei an dieser Stelle, daß die Regimentskanone so einfach konstruiert war, daß sie sogar im belagerten Leningrad serienmäßig gefertigt werden konnte. Allein 452 Kanonen dieses Kalibers sandten die Leningrader per Flugzeug an die Moskauer Front!

Die mit dem ersten Fünfjahrplan begonnene Industrialisierung ermöglichte es, dem Artilleriepark mehr Produktionskapazität einzuräumen. Das vorhandene Artilleriegerät konnte modernisiert und völlig neue Konstruktionen konnten projektiert werden.

Besondere Bedeutung maß man der Divisionsartillerie zu, den Geschützen, die sich im Bestand der Infanterieverbände befanden und als Hauptverstärkungsmittel der einzelnen Regimenter sowie als Panzerabwehrreserve zählten. Das Grundkampfmittel war hier das Kaliber 76,2 mm. Da sich die „Sechsundsiebzig" 1902 der raschen Entwicklung der Panzerwaffe, der zunehmenden Motorisierung und Manövrierfähigkeit der Truppen auf dem Gefechtsfeld nicht mehr gewachsen zeigte, wurde sie modernisiert. Es entstanden die Geschütze des Typs 1902/30. Das waren zwei Versionen mit unter-

DIE DREIZÖLLIGE

1918: **Die junge Rote Armee übernimmt von der zerschlagenen Zarenarmee über 60 verschiedene Geschütztypen. Darunter Feldgeschütze Schneider 1897, Kaliber 7,5 cm und Putilow 1902, Kaliber 76,2 mm.**

1920: **W. Trofimow konstruiert die 76-mm-Versuchskanone für „Superreichweite" mit viermal längerem Rohr als bis dahin üblich.**

1929: **Die Hauptverwaltung Artillerie (GAU) erarbeitet einen Plan für die Entwicklung neuer Artilleriewaffen, darunter einer neuen 76,2-mm-Kanone als Grundkampfmittel der Divisionsartillerie und der Panzerabwehrreserve.**

1930: **Modernisierung des Modells 1902 zur Kanone 1902/30, wobei eine Ausführung mit einer Rohrlänge von 30 Kalibern und eine mit 40 Kalibern gebaut wird. Bis 1931 sind 740 alte Geschütze umgerüstet.**

1932: **In mehreren Werken beginnt die Konstruktion halbuniversaler und universaler 76,2-mm-Geschütze.**

1933: **In die Bewaffnung werden 76,2-mm-Geschütze Modell 1933 aufgenommen, Waffen mit einem Rohr von 50 Kaliberlängen, der Lafette der 122-mm-Haubitze 1910/30 sowie mit dem Verschluß und der Kammer der Kanone Modell 1902.**

1934: **W. Grabin stellt mit seinem Kollektiv in der Geschützfabrik Nr. 92 in Gorki das Projekt A-52 (dort als F-20 bezeichnet) fertig. Daneben entwickelt er eine Verbesserung, die spezielle Divisionskanone F-22. Davon entsteht eine Version mit Spreizholmen und eine mit starrem Lafettenschwanz.**

1935: **Im Juni werden alle Prototypen des Kalibers 76,2 mm erprobt. Während die Universalkanonen enttäuschen, weist die F-22 die besten Resultate auf. Im März 1936 gehen vier verbesserte F-22 in die Erprobung.**

1936: **Im Mai wird die F-22 offiziell in die Bewaffnung der Roten Armee aufgenommen. In Gorki beginnt die Serienproduktion. Ende des Jahres gelangen die ersten Geschütze in die Truppe. Nach verschiedenen Verbesserungen wird die Kanone mit der Lafette der 122-mm-Haubitze M-30 versehen und erhält Räder mit Gummibereifung.**

1939: **Die Konstruktionsbüros Leningrad, Moskau und Gorki stellen neue Prototypen einer 76,2-mm-Divisionskanone vor. Von Moskau kommt die NDP, eine Mischung bereits vorhandener Baugruppen und Mechanismen. Sie wird abgelehnt. Leningrad schickt die Universal-Divisionskanone L-12 mit neuen konstruktiven Lösungen aber komplizierter Produktionstechnologie. Bau einer Testbatterie. Gorki stellt eine sehr konventionelle Lösung, eine stark modernisierte und gleichzeitig vereinfachte Variante der F-22, die F-22 USW vor. Im September wird die Serienproduktion beschlossen.**

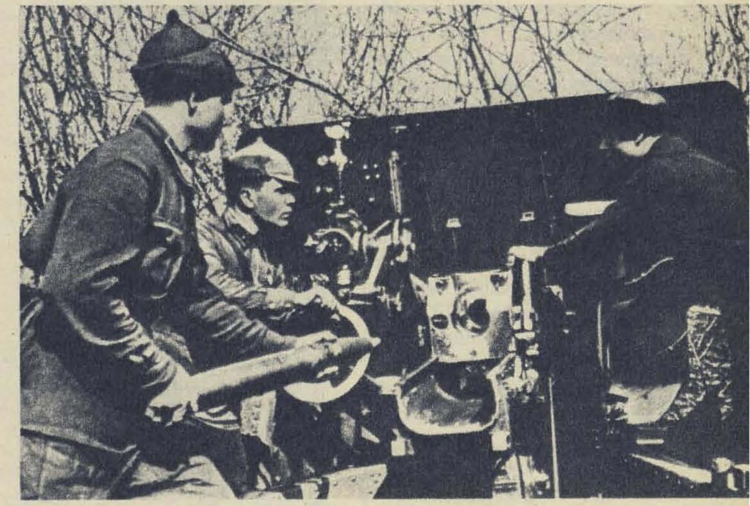
1941: **Grabin entwickelt aus eigener Initiative die ZIS-2, ein Geschütz mit der Lafette der Pak 57 mm und dem Rohr der 76,2-mm-Kanone. Truppenerprobung an der Front.**

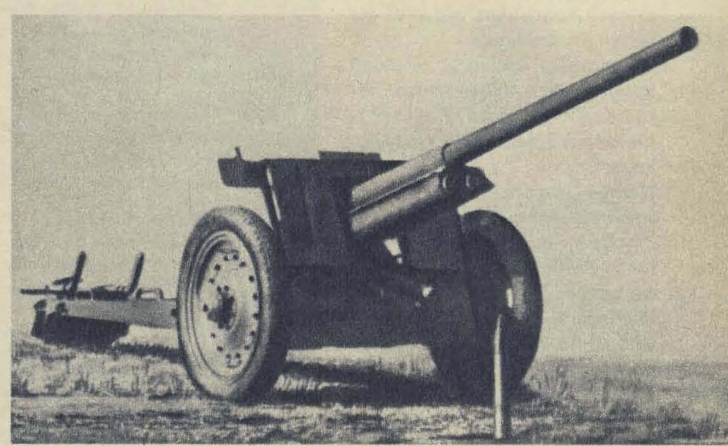
1942: **Die neue Waffe befindet sich in staatlicher Erprobung unter härtesten Bedingungen. Im Februar Beschluß des Verteidigungskomitees über den Serienbau der Divisionskanone Modell 1942/ZIS-3. Im April erhalten die Truppenteile in immer größerem Umfang das neue Geschütz.**



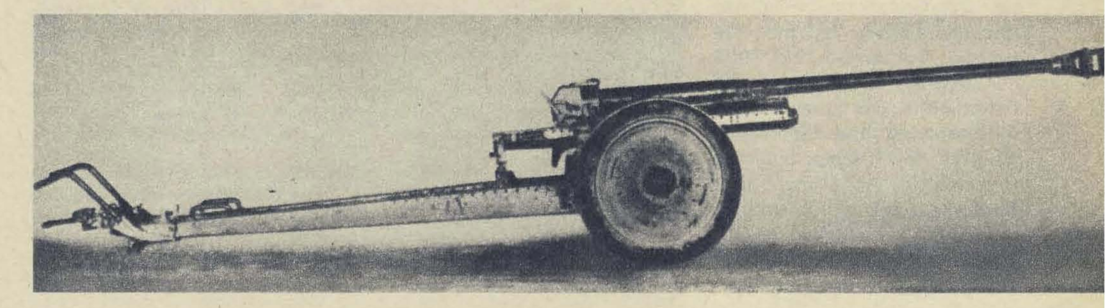
schiedlich langen Rohren aber gleicher Lafette (Modell 1902). Bis 1941 gehörten sie zur Artilleriebewaffnung. Auch wurden die Originalrohre zur Bewaffnung von SFL verwendet, die Geschütze 1902/30 als Kasematt-Geschütze in Festungen eingesetzt.

Der nächste Schritt auf dem Wege der Modernisierung war das Modell 1933. Sein Erkennungsmerkmal ist das lange Rohr (L/50). Die sowjetische Hauptverwaltung Artillerie (GAU) stellte an alle neu zu entwickelnden Konstruktionen hohe Forderungen. Sie sollten universell einsetzbar sein: als Kanone zum Beschuß von Zielen in der unteren Winkelgruppe sowie als Haubitze – obere Winkelgruppe. Darüber hinaus als Pak und Flak. Mehrere Konstruktionsbüros nahmen die Arbeit auf und wiesen ihre Neuentwicklungen vor. Im Endergebnis stellte sich heraus, daß *ein* Geschütztyp alle Forderungen nicht erfüllen kann. Die zweckmäßigste Lösung bleibt eine spezielle Divisionskanone. Das war die von Grabin vorgestellte F-22, die auch die besten Ergebnisse brachte. Sie wurde zur Serienproduktion freigegeben und dabei ständig verbessert. So veränderte man ihr „Gesicht", indem die Ausmaße verringert, der Aufbau vereinfacht wurde. Weil man aber in gewissen Grenzen noch immer an der Universalität festhielt,

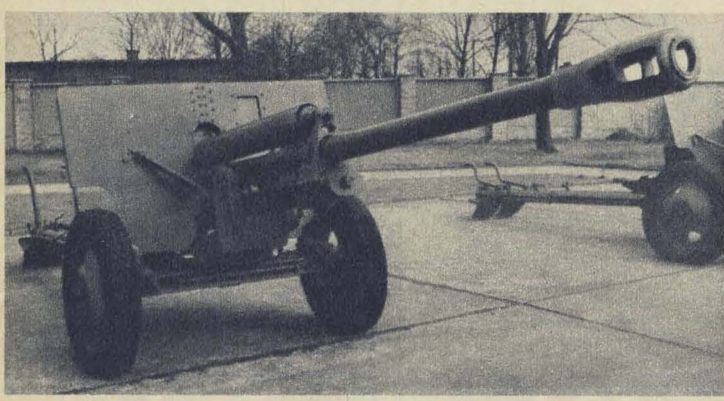




Mai-Parade 1936: Im Schlepp von Kettenzugmitteln die F-22, 1. Version (oben). Die Ansicht des Geschützes von hinten zeigt das Bild darunter. Nachfolgend die F-22 mit den Rädern der 122-mm-Haubitze M 30, eine eigenwillige Konstruktion.









Die Weiterentwicklung der Kanone brachte neue Formen und Leistungen. Als ZIS-2 mit langem Rohr ohne Mündungsbremse (oben) und als ZIS-3 (darunter) war sie zur gefürchteten Panzerabwehrwaffe der Divisionsartillerie und auf SFL geworden.

Bild links: Wegen ihrer guten ballistischen Leistungen verwendeten die Faschisten die F-22 als Pak. Einzige Änderung war die Mündungsbremse.

war die Rohrerhöhung so gewählt, daß auch Luftziele bekämpft werden konnten. Dieses Merkmal hatte die Nachfolgerin USW nicht mehr. Für diese neue Kanone hatte Grabin etwa 50% der Baugruppen der F-22 genommen. Das war für die Produktionstechnologie von unschätzbarem Vorteil, weil alle Phasen beschleunigt werden konnten. Weitere Merkmale der neuen Kanonen waren handelsübliche Kfz-Räder und -Reifen sowie die zylindrische Federung statt Blattfedern.

Als die Faschisten heimtückisch in die UdSSR einfielen, bewiesen die „Sechsundsiebziger" F-22 und F-22USW ihre Stärke. Sie durchschlugen im direkten Richten die Panzerungen aller damaligen Kampfwagen des Feindes. Deshalb bildeten sie auch die Hauptwaffe der Panzerabwehr.

In den schweren Abwehrkämpfen war es nicht zu vermeiden, daß durch die Rückzugsbewegungen der Roten Armee dem Feind auch 76-mm-Geschütze in die Hände fielen. Da in der faschistischen Wehrmacht 75-mm-Pak erst in der Entwicklung standen, sich die sowjetischen Waffen aber als äußerst wirksam erwiesen hatten, wurden die erbeuteten Geschütze übernommen. Mit einer Mündungsbremse versehen, gingen sie als Pak an die Front. Als Feldkanone, unverändert, hieß die F-22 Feldkanone 296 (r), modernisiert trug sie die Bezeichnung Pak 36 (r). (Das r bedeutete „russisch".) Auch als Bewaffnung improvisierter Sturmgeschütze war die F-22 bei den Faschisten und ihren Vasallen zu finden. Noch während die deutschen Faschisten, ihre bulgarischen und rumänischen Mitläufer die sowjetische Kanone für ihre Rüstung nutzten, arbeiteten Grabins Konstrukteure bereits an der wirkungsvolleren Nachfolgerin der F-22, der neuen ZIS-3.

Fotos: TASS, Archiv, Kopenhagen, MBD

Muß denn Tanzen Sünde sein?

Die aktuelle Umfrage

"Gelegenheit macht Liebe!"

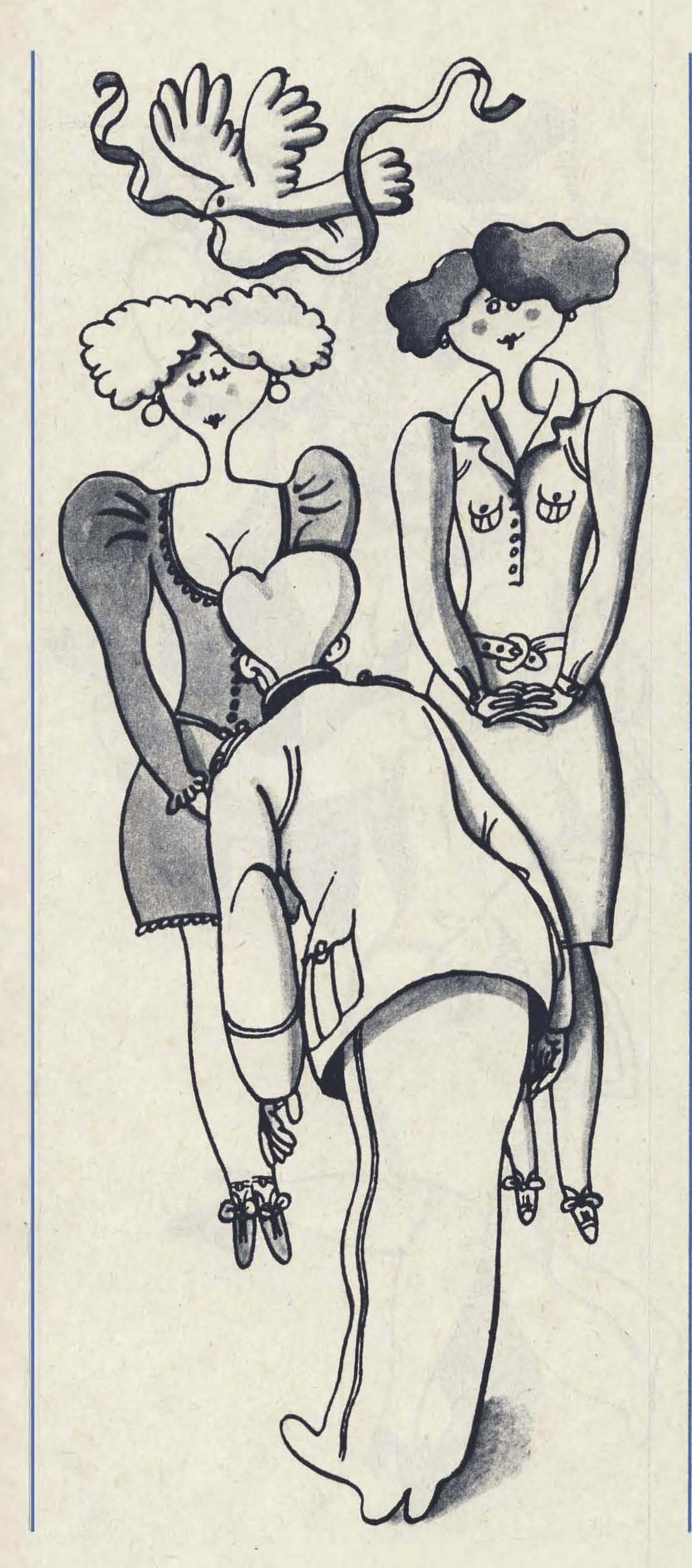
„Mein Freund ist Grenzsoldat. Ohne ihn sind die Wochenenden noch langweiliger als ich gedacht habe. Zum Lesen habe ich auch nicht immer Lust. Selbst Kino und irgendwelche Handarbeiten sind mittlerweile eintönig geworden. Deshalb möchte ich ab und an mit meiner Freundin tanzen gehen. Doch mein Freund ist darüber sehr sauer. Er meint: ‚Wer tanzen geht, sucht auch Bekanntschaften mit anderen Männern!' Ist es deshalb von mir treulos, wenn ich trotzdem gehe? Ich habe doch ein gutes Gewissen dabei, denn das Tanzen kratzt kein bißchen an meiner Liebe zu ihm. . ."

Diesen Brief schrieb uns Gundula Burschik aus Dresden. Wir möchten ihr Problem weiterreichen und herumfragen, wie andere darüber denken.

Krach gab es auch schon bei Gabriele Simon (20), technische Zeichnerin. „Er hatte es von einem Freund erfahren, daß ich zur Disko war. Daraufhin meinte mein Verlobter: ‚Gelegenheit macht Diebe. Ich kenne Männer, die wollen nur das Mädchen ausspannen und ein billiges Vergnügen haben. Die Gelegenheit scheint ihnen besonders dann günstig, wenn sie wissen, daß der Mann bei der Armee ist!' "

Auch Gefreiter Bernd Sasse (21) möchte SIE am liebsten immer hinterm Ofen wissen: „Ich muß mir ja auch so vieles während der Dienstzeit verkneifen. Dann wird sie ja wohl auf das Tanzengehen verzichten können, wenn ich nicht da bin." Soll SIE den Freuden des Lebens entsagen und zu Hause Trübsal blasen, weil und während ER in der Garnison harten Dienst tut? Das ist hier nun die Frage.

Ein Quartett von siebzehnjährigen Bauzeichnerlehrlingen meinte übereinstimmend, man solle alles nicht so verbissen sehen. Monika Hermann: „Mein Freund hat nichts dagegen,



„Man kommt sich näher als sonst."

wenn ich tanzen gehe." Monika Popp: „Ja nicht von der Umwelt abkapseln. Disko muß schon drin sein, auch wenn er nicht da ist." Marion Jakobiek: „Er sieht es zwar nicht besonders gern, wenn ich ohne ihn ausgehe, doch er verbietet es auch nicht." Martina Schicholz: „Tanzen ja, aber keine Anbändeleien!"

Keinen Spaß macht es Martina Kokel (18), Fachverkäuferin, sich ohne IHN zu vergnügen. Was den Tanz betrifft, so meinte sie: „Das sieht immer so nach Aufforderung für andere Männer aus, die will was und so . . ., wenn man ohne Begleitung ist."

Ein wichtiger Hinweis zum Thema kam von Soldat Dieter Bollmann (22): „Es kommt schließlich darauf an, wo man tanzen geht und in wessen Begleitung. Ich habe nichts dagegen, wenn meine Verlobte mit ihrer Freundin in den Jugendklub zur Disko geht. Übel nehmen würde ich ihr jedoch den Besuch einer Nachtbar."

Soldat Herbert Sah (20), Gefreiter Andreas Nutria (20), Major Albrecht Schopke (31) und Pavel Seydak (29) von der Polnischen Volksarmee vereinigten sich zu der Meinung: „Meine Frau kann alles das tun, was ich auch tue. Somit wird man eigene Schritte verantwortungsbewußt setzen, auch beim Tanzen . . ."

Mit einem großen Aber wartete Marianne Viehweg (23), Kindergärtnerin, auf: „Tanz ist doch fast immer auch irgendwie mit Erotik verbunden. Man kommt sich näher als sonst. Ist deshalb nicht auch die Versuchung groß?"

Dieses Argument läßt sich nicht so einfach vom blanken Parkett schieben. Ist es doch wohl für viele Anlaß zur Sorge, wenn ihre Partnerin allein tanzen geht. Nicht jeder vermag sich so zu verhalten, wie zum Beispiel Unteroffizier Frank Plato (20): „Sie soll sich auch amüsieren. Dadurch, daß ich bei der Armee bin,

„Ein bißchen Schmusen muß schon sein!“

braucht sie nicht einzutrocknen. Die Grenzen dabei muß jeder verantwortungsbewußt festlegen.“ Auch Unteroffizier Wolfgang Schrötter (21) möchte nicht, daß SIE sich das Leben unnötig schwer macht. „Soll sie doch auch auf diese Art lustig sein. Wir sind nur einmal jung.“ Verständnis- und vertrauensvolle Reaktionen, die vor allem wohl darauf beruhen, daß die Frauen und Mädchen ihren „Mann“ stehen, den gesellschaftlichen Fortschritt entscheidend mitbestimmen. Sie leben und arbeiten meist in Kollektiven, in denen sie sich wohlfühlen. Somit wird auch sicher mal für gute Arbeit eine Brigadefeier mit Tanz sein. Oder man trifft sich abends in gemütlicher Runde im Klubhaus. Warum soll SIE sich das alles versagen, während ER dient? Sicher, damit ist immer noch nicht das Argument von Marianne Vieweg, die „Versuchung“ betreffend, entkräftet. Bestärkt werden könnte es sogar noch durch die Meinung des Gefreiten Thomas Krahl (21): „Wenn ich mit einem Mädchen getanzt habe und auch einen Kuß wagte, ist das doch noch keine Untreue!“ Auch Karin Meisling (17), Schülerin, meinte, daß ein bißchen Schmusen beim Tanz schon sein müsse. „Sonst ist es doch eine Suppe ohne Salz.“

Also soll man doch lieber die Mädchen zu Hause an die Leine legen?

„Das ist natürlich Quatsch. Man muß ja nicht gleich alle Tanzpartner abknutschen. Tanz ist für mich vor allem eine Form der Konversation, die ich nicht missen möchte. Sie sollte viel mehr dem Gespräch dienen, als zu einem ‚Anbahnungsvergnügen‘ herabzusinken“, äußerte Gefreiter d. R. Erhard Tieze (25), Diplomingenieur. Mit der Konversation allerdings dürfte es bei



„... und küssen ist schon gar nicht drin!"

„Meine Verlobte soll doch nicht versauern."

„Es steckt ja soviel drin..."

landläufigen Tanzveranstaltungen schwierig werden, denn die Phonstärken der Musik sind im allgemeinen beträchtlich. Und außerdem, warum so absolut? Wer frei und ungebunden ist, hat doch gerade durch den Tanz Möglichkeiten, einen anderen Partner kennenzulernen. Doch das wäre schon wieder ein anderes Thema. Zur Schmuserei sagte auch noch Petra Gehrlich (19), Studentin, etwas: „Das Bedürfnis beim Tanz zärtlich zu sein, habe ich doch nur mit jemandem, der mir nahesteht. Andere lassen mich da völlig kalt. Deshalb halte ich schon den entsprechenden Abstand. Und küssen ist schon gar nicht drin." Karin Nadolle (18), Stenotypistin, hat Freude an der Bewegung beim Tanzen. „Die Partner interessieren mich nur insofern, daß sie gut mithalten können. Mein Freund kann deshalb sorglos sein. Entweder ich liebe ihn oder nicht. So'n Zwischending gibt es bei mir nicht. Er würde mir deshalb auch nie das Tanzengehen verbieten."

„Wenn man überall Gefahren für das Mädchen daheim sieht, ob nun beim Tanzen oder bei anderen Gelegenheiten, dann sollte das ein ernsthafter Grund sein, über seine Liebe nachzudenken. Sie schließt doch vor allem Vertrauen ein", meinte dazu Offiziersschüler Joachim Hohlfeld (20). Mitunter ist es aber nicht nur Mißtrauen schlechthin, sondern ein etwas verstaubtes kleinbürgerliches Besitzdenken, das Mädchen und Frauen mitunter noch in einen Käfig verbannt.

Hannelore B. (23), Fotolaborantin, beklagte sich, daß ihr Mann ihr so gut wie keinen Schritt allein gestattet. „Da ist vom Tanzengehen noch gar nicht die Rede. Ich darf nicht einmal ohne ihn alte Freunde aufsuchen oder mich an einem Ausflug meines Arbeitskollektivs beteiligen." Diesen Kummer teilen außerdem noch Sylvia Bartsch (22), Textilfacharbeiterin, und Hannelore Freudenberg (19), Lehrerin.

Das kann wohl nicht im Sinne sozialistischer Lebensweise sein. Jeder Partner hat auch ein Recht auf sich selbst, besonders jenes, das seiner Persönlichkeitsentwicklung dienlich ist. Verzicht auf geselliges Beisammensein und die Diskussion mit anderen Menschen führt zur Verkümmerung der Gefühle, verunsichert das Urteilsvermögen für Probleme unserer Zeit. Dem möchte Offiziersschüler Karl-Heinz Scholz (20) vorbeugen, indem er äußerte: „Meine Verlobte soll doch nicht zu Hause sitzen und dabei versauern. Klostermauern sind für jeden Menschen eine Qual." Und Leutnant Torsten Müller (22): „Meine Frau ist sehr kontaktfreudig und deshalb auch nie abgeneigt, zum Beispiel ein Fest bei Freunden zu besuchen, wo auch meist getanzt wird. So lange wir noch keine Wohnung am Standort haben, wird sie auch mal allein weggehen. Das ist für mich eine Selbstverständlichkeit. Sie erzählt mir dann, wie vergnüglich es war. Mir kämen da jedenfalls nie Zweifel an ihrer Liebe." Auch die achtundzwanzigjährige Laborantin Renate Kaminski will von einem „Heimchen am Herd" nichts wissen. „Darüber waren wir uns schon vor der Armeezeit im klaren. Wenn er auf Urlaub kommt, erzählen wir uns offen, was der andere in der Zwischenzeit erlebt hat. Er würde nie die Stirn runzeln, wenn auch mal ein Tanzvergnügen dabei war."

Zum Schluß sei noch Andrea Krüger (16), Schülerin, zitiert. Nach einigem Überlegen kam sie zu folgender Meinung: „Es steckt ja so viel drin in den sogenannten zwischenmenschlichen Beziehungen, daß wir da nicht genug rausholen können." Da hat Andrea wohl recht. Auf jeden Fall beeinflussen die zwischenmenschlichen Beziehungen, vor allem in der Liebe, sehr stark unser Zusammenleben. Sie bestimmen den Grad der Liebe, die Tiefe einer Freundschaft und die Achtung für den anderen Partner. Und es ist auch ein Vorzug unserer Gesellschaftsordnung, daß sich diese Beziehungen mehr und mehr gewandelt haben. Dazu gehören vor allem Vertrauen und Rücksichtnahme gegenüber dem geliebten Menschen. Somit wäre Gundula Burschik, deren Brief wir eingangs zitierten, wohl am besten geholfen, wenn sie während des nächsten Urlaubs mit ihrem Peter noch einmal in Ruhe über diese Dinge redete. Sicherlich hängt vom Tanzengehen nicht die Seligkeit des Lebens ab, doch irgendwie gehört es zum Jungsein, ist letztlich Ausdruck von Lebensfreude. Und diese kann und darf jeder wohl auch mal ohne den Geliebten genießen. Es versteht sich dabei von selbst, daß man dabei sich und dem anderen treu bleibt. Bei wirklicher Liebe wird es wohl auch kaum Zweifel darüber geben, wie weit man, bei guter Musik und ausgelassener Fröhlichkeit, gehen darf. In diesem Sinne noch viele schöne Stunden beim Tanz, mit oder ohne „Anhang".

Ihr Oberstleutnant

Wolfgang Matthies

An dieser Umfrage arbeiteten mit: Inge Fischer, Korvettenkapitän Bernd Fiedler, Hauptmann Bernd Philipp, Oberleutnant Karsten Parchmann, Feldwebel d. R. Michael Helbig und Soldat Eckhard Bahr. Illustration: Gerhard Bläser



Heiße Tage im Schnee

Winter an der Beresina. Die Einheiten sind frühzeitig ins Gelände gerückt. Selbst einem erfahrenen Auge fällt es schwer, die gut getarnten Soldaten und ihre Technik auf den Feldern, in den Wäldern auszumachen: Truppenteile des Belorussischen Militärbezirks warten auf den Beginn der Übung. Von Zeit zu Zeit ziehen dröhnend Aufklärungsflugzeuge der „Südlichen" über die Stellungen, fliegen Vollkurven, suchen das Gelände ab.

Bis zum Übungsbeginn sind es nur noch Minuten.

Bei den Artilleristen ist alles bereit. Wie gebannt stehen Offiziere an Scherenfernrohren und Planschetts, Soldaten an den Geschützen. Die Granaten sind in den Rohren, die Visiereinstellungen überprüft. Alles wartet auf das erlösende Feuerkommando.

In den Gräben hinter den weißen Hügeln haben sich die Regimenter der Rogatschewker Garde-mot. Schützendivision „Oberster Sowjet der Belorussischen SSR" konzentriert. Auf dem hohen, aus frischem Schnittholz gezimmerten Beobachtungsstand hält sich der Leitende der Übung, der Befehlshaber der Truppen des Militärbezirks, mit seinem Stab auf. Jetzt – Signal!



Dumpfes Getöse wälzt sich heran. Der vom Donner vieler Geschütze aufgewirbelte Schnee jagt über die verschneiten Felder. Frostiger Wind weht aus Richtung der „Südlichen". Jagdbomber der „Nördlichen" tauchen auf. Im Verteidigungsraum der „Südlichen" steigen dichte Rauchwolken auf, dehnen sich aus. Die Übung hat begonnen...

Die gedeckten Stellungen geben Soldaten, Schützenpanzerwagen, Panzer und Batteriekolonnen frei. Haubitzen und Flak tauchen auf, greifen ein ins Gefecht, sichern das Vorrücken der angreifenden Truppen. Von einer fernen Hügelkette kriechen Fla-Raketen der Truppenluftabwehr heran. Über die eisige Ebene preschen „Kampfmaschinen", holen die feuerspeiende Kavalkade der angreifenden Panzer ein, „säen" über das Gefechtsfeld Hunderte und aber Hunderte von mot. Schützen aus. Sie laufen im Windschatten der Panzer, entfalten sich zur Schützenkette, führen Feuer aus Maschinenpistolen und Panzerbüchsen, halten so die Stützpunkte des „Gegners" nieder, erobern sie aus der Bewegung, drücken im Nahkampf die „Südlichen" aus ihren Gräben...

● ● ●

An einer Karte erläutert der Divisionskommandeur seinen Offizieren: „Hauptaufgabe ist es jetzt, die Verteidigung der ‚Südlichen' an dieser Stelle zu durchbrechen. Hier setzen wir ein Panzerregiment ein. Sehen Sie, diese Brücken! Besetzen wir sie nicht rechtzeitig, wird unser Schlag erfolglos sein. Deshalb werden wir im Morgengrauen eine taktische Luftlandung durchführen und mit Hubschraubern ein verstärktes mot. Schützenbataillon absetzen." Landung im Rücken des „Gegners" also. Der Schlüssel zum Erfolg des bevorstehenden Gefechts.

Am Morgen wird das Bataillon samt Technik und Bewaffnung in die Maschinen verladen. Die Triebwerke der Mi-6 springen an. Die sich immer schneller drehenden Blätter der Rotoren verschmelzen zu gläsernen Kreisen. Dutzende Hubschrauber schwingen sich in den Himmel. Und noch lange stiebt unten der von ihnen emporgewirbelte Schnee, begräbt das leergewordene Feld...

Kurz gesagt: Es glückte den Soldaten der Luftlandetruppen, diese schwierige Aufgabe zu lösen. Sie besetzten die Brücken und deren Zufahrtswege, hatten sie nun bis zum Heranrücken der Hauptkräfte zu halten.

● ● ●

Das Bataillon gräbt sich ein. Die Politoffiziere sorgen dafür, daß mit der Munition auch Post und Zeitungen zu den Kompanien und Zügen gelangen.

Der Politstellvertreter des Bataillons versammelt um sich die Agitatoren: „Nehmt euch die Zeitungen vor, sprecht mit den Soldaten über die Erzählung ‚Das Kleine Land'. Macht jedem Kämpfer bewußt, daß wir den von uns besetzten Raum ebenso standhaft zu verteidigen haben, wie das unsere Großväter und Väter damals taten. Sprecht deshalb mit den Genossen auch über das, was sich 1941 und drei Jahre danach hier an dieser Stelle ereignet hat."

Am 30. Juni 1941, dem neunten Tag des Großen Vaterländischen



Krieges, gelangten die faschistischen Divisionen an die Beresina, bis zur Stadt Borissow. Drei Tage und Nächte tobte die blutige Schlacht an der Betonbrücke über den Fluß. Hier widerstanden heldenhaft die Offiziersschülerbataillone der Borissower Panzertechnischen Offiziersschule und die Regimenter der 1. Moskauer Schützendivision dem Ansturm der Okkupanten.
Drei Jahre später, auf den Tag genau, stießen als erste die Panzer des Bataillons von Hauptmann Kusnezow zu dieser Brücke vor. Ungestüm begannen sie den Durchbruch. Doch nur einer der T-34 – der des Leutnant Pak, Parteiorganisator einer Kompanie – kam ans andere Ufer. Eine mächtige Detonation folgte, die Brücke barst und stürzte hinter ihnen in die Fluten. Doch was war das für eine Besatzung! Sechzehn lange Stunden hielt sie sich allein gegen den Feind. Erst dann gelang es den Faschisten, den sowjetischen Panzer kampfunfähig zu schießen. – Heute steht an dem neuen Viadukt über die Beresina ein T-34 auf einem Granitsockel, der Heldenbesatzung von Leutnant Pak zu Ehren.
Eingedenk der Taten ihrer Väter, stehen die Soldaten auch jetzt ihren Mann. Sie geben die besetzten Brücken nicht aus der Hand.

● ● ●

Angespannter Soldatenalltag in einem Manöver. Aber auch das gehört dazu: In einem Dorf herrscht aufgeregtes Treiben. Festlich gekleidete Menschen haben sich versammelt. Unübersehbar – ein riesiger Samowar, Teetassen, wie zur Parade ausgerichtet. Auf einem buntbestickten Handtuch ein Brotlaib, obenauf ein Salzfäßchen.
Und schon trifft sie ein, die Panzerkolonne. Der Kolchosvorsitzende begrüßt die Soldaten, bietet ihnen Gastfreundschaft. Hundertfaches Händeschütteln, Scherzen und Lachen. Die Bäuerinnen bewirten ihre Tankisten mit heißem Tee: „Trinkt, Söhnchen!"

Oberstleutnant
Wladislaw Schurygin
Fotos: Kapitän 3. Ranges L. Jakutin



Disziplinarbefugnisse und disziplinarische Verantwortlichkeit

Der Schutz von Frieden und Sozialismus verpflichtet jeden Angehörigen der NVA und der Grenztruppen der DDR zu hoher militärischer Disziplin. Sie ist eine entscheidende Voraussetzung für ständig hohe Kampfkraft und Gefechtsbereitschaft und notwendig für das einheitliche und geschlossene Handeln sowie die Erringung des Sieges im bewaffneten Kampf. Die militärische Disziplin beruht auf der Einsicht in die Gesetzmäßigkeiten und objektiven Erfordernisse der gesellschaftlichen Entwicklung, des Militärwesens und des modernen Krieges. Die Methoden der Aufrechterhaltung und Festigung der militärischen Disziplin sowie die Motive disziplinierten Verhaltens werden durch die Interessen des werktätigen Volkes, vor allem der Arbeiterklasse, bestimmt. In dieser AR-Information machen wir mit wesentlichen Festlegungen der DV 010/0/006 (Disziplinarbefugnisse und disziplinarische Verantwortlichkeit) bekannt.

Die militärische Disziplin in der NVA und den Grenztruppen der DDR äußert sich in

a) der strikten Einhaltung der sozialistischen Verfassung und der anderen Rechtsvorschriften der DDR sowie der bewußten Erfüllung des Fahneneides;
b) der exakten, bedingungslosen und initiativreichen Durchsetzung sowie Erfüllung der Befehle, Dienstvorschriften und anderen militärischen Bestimmungen;
c) der bewußten Ein- und Unterordnung unter die in der sozialistischen Gesellschaft gesetzten Normen, die Interessen der militärischen Kollektive und den Willen der im gesellschaftlichen Auftrag handelnden Vorgesetzten;
d) einer hohen Klassenwachsamkeit und der strikten Wahrung der militärischen Geheimhaltung.

Die militärische Disziplin erfordert den Einsatz aller geistigen und körperlichen Kräfte, von Schöpfertum und Initiative. Sie fördert Entschlußkraft und Aktivität und befähigt die Angehörigen unserer Streitkräfte, eine hohe militärische Meisterschaft zu erlangen, Belastungen zu ertragen, Schwierigkeiten zu überwinden und den Sieg im bewaffneten Kampf zu erringen. Jeder Vorgesetzte hat eine hohe militärische Disziplin zu fordern und durchzusetzen, die ihm Unterstellten zur strikten Einhaltung der militärischen Disziplin zu erziehen sowie bei ihnen das militärische Ehr- und Pflichtgefühl zu entwickeln und zu festigen. Dabei muß er ihnen jederzeit Vorbild sein. Die Unterstellten haben dem Vorgesetzten unbedingten Gehorsam zu leisten. Disziplinarbefugnisse haben in der Regel nur direkte Vorgesetzte gegenüber den ihnen unterstellten Angehörigen der NVA und der Grenztruppen der DDR.

Belobigungen

Es gibt folgende Belobigungen:

a) Aussprechen des Dankes
b) Löschung einer Disziplinarstrafe
c) einmal Ausgang außer der Reihe mit oder ohne Verlängerung der Ausgangszeit
d) Brief an die Arbeitsstelle bzw. an den Ehepartner oder an die Eltern über vorbildliche militärische Pflichterfüllung
e) Sonderurlaub bis zu 3 Tagen
f) Geld- oder Sachprämie
g) Eintragung in das Ehrenbuch und Aushändigung einer Urkunde
h) Veröffentlichung des Namens an der Ehrentafel und Aushändigung einer Urkunde
i) Fotografieren vor der entfalteten Truppenfahne und Aushändigung einer Urkunde mit Foto
k) vorzeitige Beförderung zum nächsthöheren Dienstgrad
l) Namensnennung im Anordnungs- und Mitteilungsblatt des Ministeriums für Nationale Verteidigung und Aushändigung einer Urkunde
m) Auszeichnung mit einem Offiziersdolch mit Gravur oder einer Schußwaffe mit Gravur.

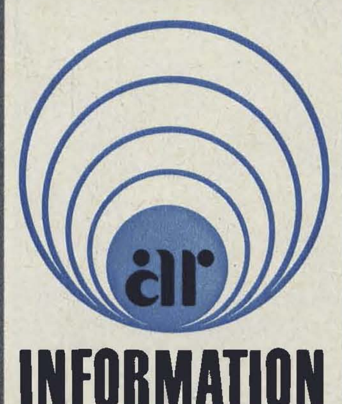
Die unter g), h), i) und l) genannten Belobigungen können mit einer Geld- oder Sachprämie verbunden werden. Sonderurlaub und Ausgang außer der Reihe sind innerhalb eines Monates nach Aussprechen der Belobigung zu gewähren; diese Frist kann nur in begründeten Ausnahmefällen verlängert werden. Briefe an die Arbeitsstelle bzw. an den Ehepartner oder die Eltern sollen in der Regel vor der Einheit oder dem Truppenteil verlesen werden. Wird ein militärisches Kollektiv mit einer Geldprämie belobigt, so ist diese

vorrangig für Maßnahmen zur Festigung des Kollektivs und für die Förderung des geistig-kulturellen Lebens zu verwenden.
In der Kompanie haben die Vorgesetzten folgende Befugnisse zur Belobigung: Der Gruppenführer kann den Dank aussprechen und eine von ihm verhängte Disziplinarstrafe löschen. Der Hauptfeldwebel und die Zugführer können darüber hinaus einmal Ausgang außer der Reihe mit oder ohne Verlängerung der Ausgangszeit gewähren. Bei den Rechten des Kompaniechefs kommen des weiteren hinzu: Brief an die Arbeitsstelle bzw. den Ehepartner oder die Eltern über vorbildliche militärische Pflichterfüllung und die Gewährung von einem Tag Sonderurlaub (Soldaten, Unteroffiziers- und Offiziersschüler sowie Unteroffiziere betreffend).

Disziplinarische Verantwortlichkeit

Disziplinverstöße im Sinne der DV 010/0/006 sind schuldhaft begangene Verletzungen der in geltenden Rechtsvorschriften, Befehlen, Dienstvorschriften und anderen militärischen Bestimmungen festgelegten Ordnung. Erfährt ein Vorgesetzter vom Disziplinverstoß eines seiner Unterstellten, so muß er ihn zum Sachverhalt und zu den Umständen, unter denen es dazu kam, hören; wenn erforderlich, sind weitere Untersuchungen anzustellen. Liegt schuldhaftes Verhalten vor, hat sich der Betreffende dafür zu verantworten.
Bei der Festlegung einer Disziplinarstrafe sind Art und Folgen sowie Ursachen und Bedingungen des Disziplinverstoßes, Art und Schwere der Schuld, das bisherige Verhalten des Genossen sowie erhaltene Belobigungen und nicht gelöschte Disziplinarstrafen entsprechend zu berücksichtigen.
Es können folgende Disziplinarstrafen verhängt werden:

a) Tadel
b) Verweis
c) strenger Verweis
d) Dienstverrichtung außer der Reihe bis zu fünfmal (außer Wach- und Tagesdienst)
e) Nichtgewährung von Ausgang und Kurzurlaub bis zu 4 Wochen



INFORMATION

Das war schon
Musterung (AR 3/78)
Innendienst (AR 1–3/79)
Unterhaltszahlungen beim Grundwehrdienst (AR 7/79)
Eingaben und Beschwerden (AR 9/79)

Das kommt noch
Dienstlaufbahnordnung
Wiedergutmachung

f) Arrest in der Arrestanstalt bis zu 10 Tagen
g) Kasernenarrest bis zu 10 Tagen
h) Verwarnung wegen Vernachlässigung der Dienstpflichten
i) Herabsetzung in der Dienststellung
k) Herabsetzung im Dienstgrad um eine oder mehrere Stufen mit oder ohne Herabsetzung in der Dienststellung
l) Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst (nach Ablauf der Dauer des Grundwehrdienstes) mit oder ohne Herabsetzung im Dienstgrad um eine oder mehrere Stufen.

Es ist weder gestattet, den gleichen Disziplinverstoß mit mehreren Disziplinarstrafen zu ahnden, noch eine Disziplinarstrafe mit einer anderen zu verbinden. Kollektivstrafen sind verboten. Außerdem dürfen Disziplinarstrafen nicht ohne Festlegung des Strafmaßes verhängt werden.
Auf höhere Disziplinarstrafen wird entschieden, wenn der Betreffende bereits mehrmals gegen die militärische Disziplin verstoßen hat, an dem Disziplinverstoß mehrere Armeeangehörige beteiligt waren, er bei der Erfüllung dienstlicher Aufgaben, während des Wach- und Tagesdienstes oder bei der Lösung von Gefechtsaufgaben bzw. unter Alkoholeinfluß begangen wurde oder eine erhebliche Verletzung der militärischen Disziplin bzw. öffentlichen Ordnung vorliegt. Schätzt der Vorgesetzte ein, daß seine Disziplinarbefugnisse für die Ahndung nicht ausreichen, kann er die Bestrafung durch einen höheren Vorgesetzten vorschlagen. Der Vorgesetzte hat die Möglichkeit, einen Disziplinverstoß im militärischen Kollektiv zu behandeln.
Jede Disziplinarstrafe ist grundsätzlich innerhalb von 10 Tagen zu verhängen – gerechnet von dem Tag, an dem der betreffende Vorgesetzte von dem Disziplinverstoß informiert wurde oder an dem eine militärgerichtliche Entscheidung rechtskräftig wird. Sind weitergehende Untersuchungen erforderlich, gilt dies von dem Tag an, da das Untersuchungsergebnis vorliegt. Disziplinarstrafen sind in der Regel unverzüglich zu vollziehen, spätestens jedoch darf der Vollzug einen Monat nach Aussprechen beginnen.
Wer disziplinarisch bestraft wurde, hat das Recht, dagegen Beschwerde einzulegen. Sie ist dem Vorgesetzten desjenigen vorzutragen, der sie verhängt hat, oder auf dem Dienstweg einzureichen. Der Vollzug einer Disziplinarstrafe wird durch das Einreichen einer Beschwerde nicht unterbrochen – es sei denn, der Vorgesetzte, an den sie gerichtet ist, erteilt Befehl dazu.
Eine Disziplinarstrafe wird nur dann gelöscht, wenn der betreffende Genosse seine militärischen Pflichten vorbildlich erfüllt. Es kann dies nur mit der Belobigung „Löschung einer Disziplinarstrafe" geschehen. Disziplinarstrafen, die nicht gelöscht worden sind, sind nach Ablauf eines Jahres, gerechnet vom Tag der letzten Disziplinarstrafe, zu tilgen. Demnach muß der Betreffende ein Jahr ohne Disziplinarstrafe sein, bis eine eingetragene Strafe ohne entsprechende Belobigung gelöscht werden kann.



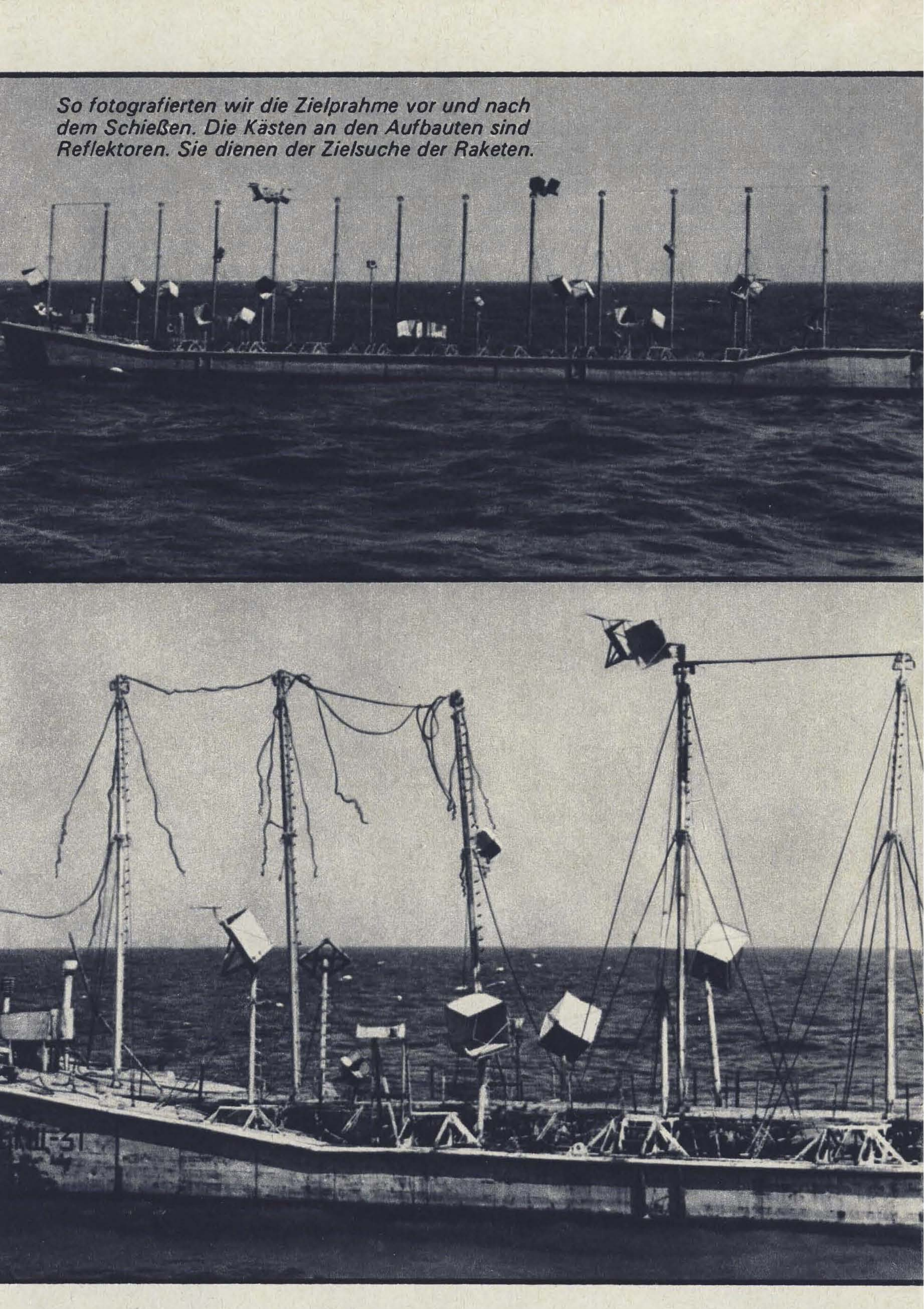
Denen entrinnt keiner

Ein Schießen unserer Raketenschnellboote erlebten Oberstleutnant Horst Spickereit (Text) und Manfred Uhlenhut (Fotos).

„Denen entrinnt keiner!" Gleichsam seine Worte bekräftigend, schüttelt der Korvettenkapitän sein Haupt. Als Kommandant hatte er uns beiden soeben sein Boot vorgestellt, die „Heinrich Dorrenbach". Hatte von den starken Maschinen gesprochen, die elektronischen Anlagen erwähnt, die Raketen gezeigt. Ihnen gilt das genannte Lob. Seit Jahren kämen die Boote seiner Brigade mit ausgezeichneten Ergebnissen vom Schießen zurück. Zwei Gründe nennt er dafür: „Einwandfreie sowjetische Technik – na, und das hervorragende Können der Besatzungen." Auch seine Genossen hätten die vergangenen Monate emsig genutzt, um das Schießen hier zusammen mit den sowjetischen Waffenbrüdern erfolgreich zu bestehen: Bordausbildung im heimatlichen Hafen und in Kabinetten, Büffeln von Bedienungsvorschriften, Training von Normen, Übungstörns auf See. „Der Erfolg wird vor dem Schießen geschmiedet. Morgen werden wir ja

sehen, ob das gereicht hat." Aber bis dahin vergehen noch etliche Stunden, heute nachmittag hat sich die „Dorrenbach" erstmal anders zu bewähren: Ihre Raketen werden auf Herz und Nieren geprüft, sie müssen hier im sowjetischen Stützpunkt einer Regelstelle vorgestellt werden.
Vorsichtig schlängelt sich das Boot durch einen schmalen Kanal, vorbei an anderen Kampfschiffen biegt es in ein winziges Hafenbecken ein. Eng geht's hier zu. Die Augen des Kommandanten schauen nach steuerbord und backbord, zum Bug und Heck. Zentimeter muß er beim Anlegemanöver an der Pier beachten. Unsere Reporteraugen indes blicken mehr zum Himmel. Grau ist er, läßt es in Strippen regnen. Also kein volles Programm fürs Fotografieren? Bald jedoch gewinnt die Sonne wieder Oberhand, taucht die frischgewaschene Natur in gleißendes Licht. Des Fotografen Herz jubelt: Das werden Farbaufnahmen!
Auf der Pier zuckelt ein Kranwagen heran. Zuschauer stellen sich ein, Personal aus den umliegenden Werkstätten, Matrosen, die Freiwache haben. Sie möchten sich das Schauspiel, wie Flügelgeschosse aus dem Bootsbauch herausgeangelt werden, nicht entgehen lassen. „Gleitschienen verankert? – Übernahmekommando fertig?" Über Megaphon dirigiert der 1. Wachoffizier – der Stellvertreter des Kommandanten – den Ablauf. Die Hangargasten und ihre Helfer müssen aufpassen. Auf dem Deck glitzern Regentropfen. Ein tückischer Belag. Wie leicht könnte da einer ausgleiten! Wie schnell könnte jemand gegen die schwebende Rakete stoßen, sie aus ihrem Gleichgewicht an der Aufhängung bringen! Jedoch die Matrosen geben acht, packen das Geschoß fest an den Halteleinen. Und auch der sowjetische Kran-

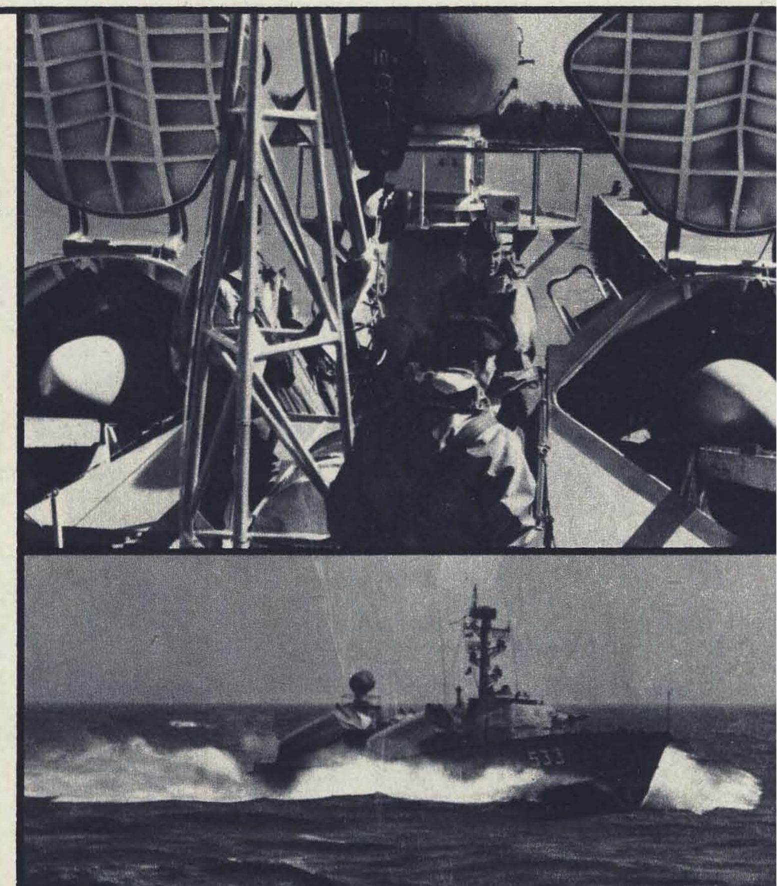




So fotografierten wir die Zielprahme vor und nach dem Schießen. Die Kästen an den Aufbauten sind Reflektoren. Sie dienen der Zielsuche der Raketen.

führer ist ein As. Behutsam hebt er die lange Waffe um die Bootsaufbauten herum und legt sie sanft auf den Transportwagen. „Wie'n rohes Ei", meint der Kommandant. „Eine Beule in der Rakete können wir uns nicht leisten. Wer weiß, wie die dann fliegen würde!" Seine Sorgen gehen weiter. Wird ihnen die Regelstelle einwandfreie Geschosse bescheinigen können? Haben wir die Hauptwaffe auch richtig gewartet? Arbeiteten unsere Raketentechniker sorgfältig genug? Ist während der langen Überfahrt zum Stützpunkt und bei dem Seetraining gestern nichts von den feinen Mechanismen beschädigt worden?

Die Spezialisten schrauben einige Luken vom Rumpf der Rakete ab, verlegen Kabel, schauen auf den Ausschlag der Skalenzeiger, vergleichen Werte, bewegen hier und da einige Hebel. „Charascho!" Sie schalten die Armaturen ab. „Alles in Ordnung. Deutsche Raketschikis haben gut gearbeitet", rufen sie unserem Waffenleittechniker zu. Sorgfältig wandert eine Rakete nach der anderen wieder an Bord. Die Männer auf der „Dorrenbach" sind froher Stimmung: „Wenn das morgen auch so läuft . . ."

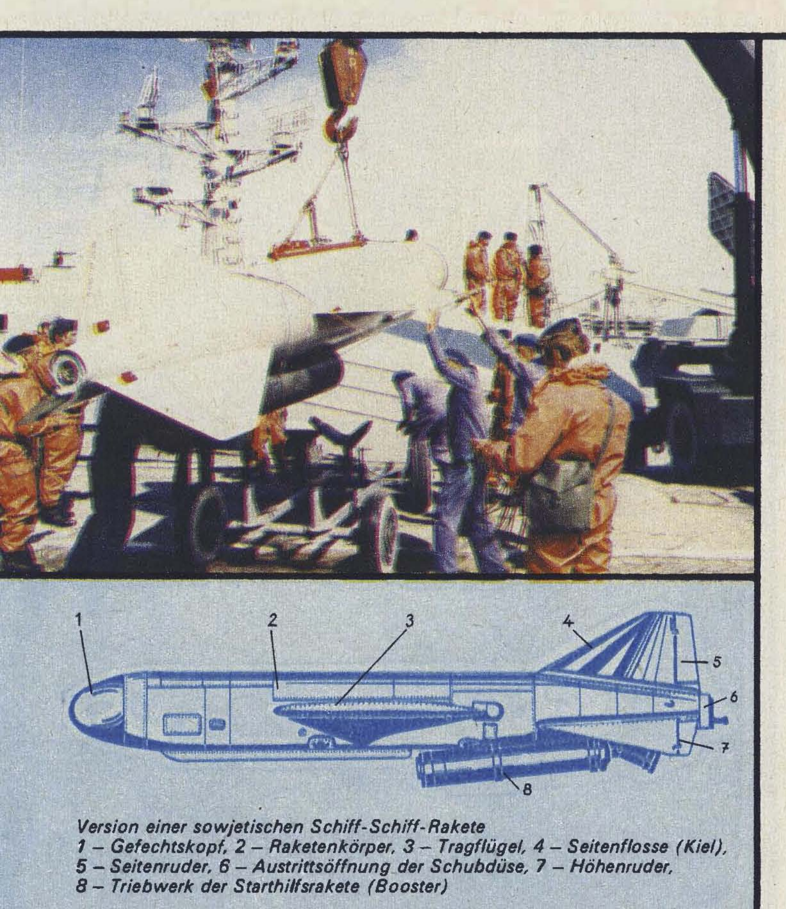


Am nächsten Tag sind wir früh auf den Beinen. Der Stab der gastgebenden Flotte hat den Reportern erlaubt, auf einem sowjetischen Schiff mitzufahren, welches unsere Raketenschnellboote begleiten wird. Wir hatten darum gebeten, um die Boote beim Abfeuern fotografieren zu können. Auf ihnen selbst ist das nicht möglich, da sich beim Schießen keiner auf Oberdeck aufhalten darf, alles verriegelt und verschlossen wird, und nur das kleine mittlere Brückenfenster freibleibt.

Denen entrinnt keiner

Aber, weiß der Kuckuck, irgendwo muß ein Knoten in der Informationskette gewesen sein. Jedenfalls kommen wir erst in letzter Minute an Bord eines Tragflächen-Torpedoschnellbootes. Der Kommandant freut sich, Korrespondenten aus der DDR begrüßen zu können, blättert interessiert in der AR, die wir ihm reichen, fragt nach unseren Wünschen. Als wir sie ihm darlegen, wird er ernst, schüttelt den Kopf. „Ich bin im Zielgebiet eingesetzt. Nicht beim Abschuß." Wir beiden Reporter schauen uns entsetzt an. Wir sind auf dem falschen Schiff! Ein Zurück gibt's nicht mehr, wir befinden uns auf hoher See. Soll alles umsonst gewesen sein? Der Kapitän ersten Ranges ahnt, was in uns vorgeht. „Moment!" Er klettert in die untere Kommandobrücke, kommt nach zehn Minuten freudestrahlend wieder. Er habe mit dem Vorgesetzten gesprochen. Um den deutschen Genossen zu helfen, sei ihm gestattet worden, nach der Zielkontrolle sofort in die Abschußlinie zu fahren. Wir atmen auf, klopfen dem Mann auf die Schulter. Er hätte einen Wodka verdient. Statt dessen lecken wir Salzwasser, das der Gischt bis hoch zur Brücke spritzt.

Das Boot hat volle Fahrt genommen. Höchste Zeit ist geboten, will der Kommandant alle Aufgaben lösen. Nach einem einstündigen kräftigen Ritt auf den Wellenbergen und -tälern, der uns tüchtig durcheinanderrüttelt, deutet er nach vorn: Die Ziele! Wir sehen nur graublaues Meer. Doch dann



Version einer sowjetischen Schiff-Schiff-Rakete
1 – Gefechtskopf, 2 – Raketenkörper, 3 – Tragflügel, 4 – Seitenflosse (Kiel), 5 – Seitenruder, 6 – Austrittsöffnung der Schubdüse, 7 – Höhenruder, 8 – Triebwerk der Starthilfsrakete (Booster)

tauchen sie auf: Drei flache Pontonprahme, bestückt mit Masten, zwischen ihnen ein Geflecht. Was denn, die Raketenschnellboote sollen diese kleinen rostigen Pötte finden, mit ihren Hauptwaffen treffen? Wir sind ein wenig skeptisch. Zweimal umkreist unser Fahrzeug die Zielgruppe, dann stürmt es mit voller Kraft zurück.

Noch rechtzeitig gelangen wir zur Ausgangslinie. Drei, vier Raketenschnellboote formieren sich. Auf den Bootsbrücken sehen wir keine orangerote Farbe mehr, also haben die Männer in den grellen Kampfanzügen bereits die Gefechtsstände unter Deck aufgesucht, ist „Gefechtsalarm zum Raketenangriff" ausgelöst worden. Die Hangardeckel öffnen sich, die Vorstartkontrolle der Geschosse beginnt: Eine letzte kurze Überprüfung, ob die Ruderausschläge stimmen, der Autopilot arbeitet, die Kreiselanlage funktioniert. . .

Im knatternden UKW-Empfänger unseres sowjetischen Gastgebers hören wir Befehle. Sie kommen vom Leiter des Schießens, werden bestätigt durch die Kommandanten. In Russisch. Es ist die übliche, einheitliche Kommandosprache in den Armeen der Warschauer Vertragsstaaten. „Nasch, nasch do mesta!" Das Zeichen für die „Dorrenbach", auf Gefechtskurs zu gehen. In Gedanken sehen wir dort auf dem Boot den Funkmeßmaaten in seinem dunklen, engen Schapp angestrengt arbeiten. Wie er, vor der Funkmeßstation hokkend, das Zielpünktchen vom Rundsichtschirm in das Feinsichtrohr einmißt, das Visier mit Fingerspitzengefühl in die Mitte des Zieles führt, Peilung und Entfernung ermittelt. Mit diesen und anderen Werten „füttert" sein Nachbar, der Funkmeßgast, das Rechengerät. Gemeinsam stellen sie so den genauen Gefechtskurs fest.

Größer werden die Bugwellen der „Dorrenbach", heller singen ihre Maschinen. Erhöhte Fahrstufe. Das Ziel fest im Visier, stampft sie dem „Gegner" entgegen. Gleich wird der Kommandant den Startknopf drücken, den Stromkreis schließen. Und da hüllt schon ein gewaltiger Feuerball das Boot ein. Fauchend schießt die Rakete in die Höhe, pendelt sich in die horizontale Lage ein, um schnurstracks ihren Weg zu suchen. Das rotgelbe Pünktchen am Horizont entschwindet schnell unseren Blicken auf Nimmerwiedersehen. Wenig später feuern die anderen Boote ihre Flügelgeschosse ab.

Unser Torpedoschnellboot prescht vor zur Trefferaufnahme. Ob sich die Anzahl der abgefeuerten Raketen auch in der Anzahl der Treffer wiederfindet? Wir sind gespannt. Vor Ort bietet sich uns ein trostloses Bild: Geknickte Masten, wirr herabhängende Netze, zerfetzte Reflektoren. Für Laien ein mittleres Chaos. Jedoch der sowjetische Kommandant und andere Offiziere an Bord sind geübt im Ausfindigmachen der Einschüsse. Nacheinander erklären sie uns die charakteristischen Merkmale der Durchschläge, zählen sie zusammen. Die Rechnung geht auf, keine Rakete verfehlte ihr Ziel. Wie sagte doch der Kommandant der „Dorrenbach"? –

Denen entrinnt keiner

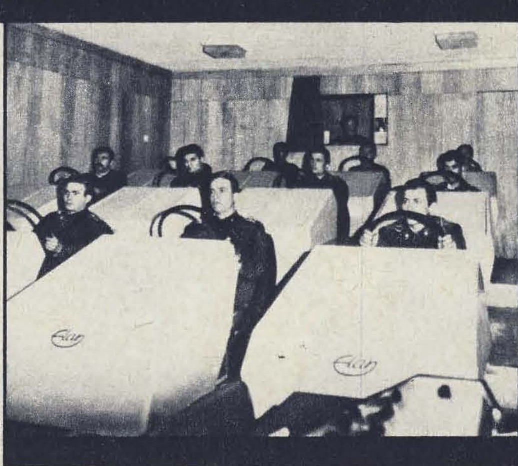

RSA

Als dein Gesicht vor mir sich hob
und aufging über meinem Leben,
begriff ich erst: Erbärmlich arm
war ich. Nichts konnte ich dir geben.
Du schenktest mir den Wald, den Fluß,
das Meer in immer neuen Farben.
Durch dich erst war die Welt für mich
gemacht aus Regenbogengarben.
Jetzt hab ich Angst, es könnte sein,
der Sonnenaufgang geht zu Ende,
die Freudentränen trocknen ein.
Jetzt hab ich Angst. Und doch, ich wende
mich nicht dagegen, weil ich weiß:
Ich hab aus Liebe Angst. – Ich liebe.
Ich gäbe, gegen meine Art,
was drum, wenn diese Angst mir bliebe.
Von Angst bin ich gepackt. Von Angst,
wie schnell solch Augenblick vorüberweht:
Für mich sind alle Farben tot,
wenn dein Gesicht mir untergeht . . .

Jewgeni Jewtuschenko

Foto: Władysław Pawelec



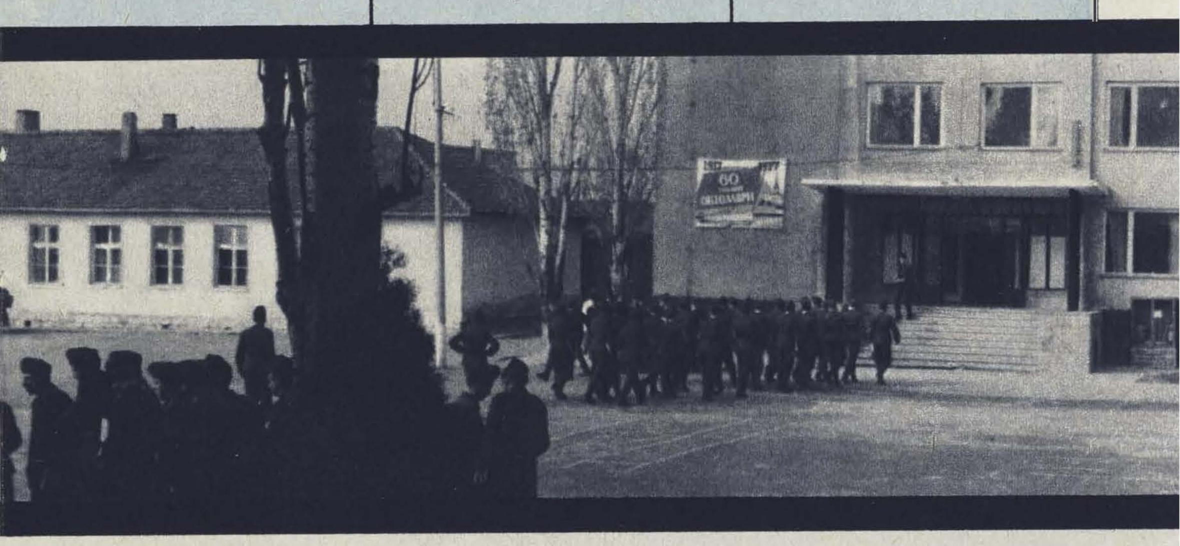




Hörer an der WNWSU

Ein Häuserkomplex am Stadtrand von Sofia. An der Fassade des Hauptgebäudes künstlerisch gestaltet ein Symbol der Dreieinigkeit von Wissenschaft, Schutz und Aufbau des Landes: Buch, MPi und Baukran. Es ist die WNWSU, die Militär-Bauhochschule „General Blagoi Iwanow", Ausbildungsstätte für Offiziere der Bautruppen.
An sieben Lehrstühlen, darunter für Konstruktion, Eisenbahn- und Straßenbau, werden hier Spezialisten für die entsprechenden Einheiten der Bulgarischen Volksarmee ausgebildet. Mit der Qualifikation „Militär-Ingenieur für Technologie des Bauwesens" verlassen sie nach einem 5jährigen Studium die Hochschule. Bewerben kann sich an ihr jeder bulgarische Staatsbürger, Mädchen sind davon nicht ausgeschlossen, der eine abgeschlossene Mittelschulausbildung vorweisen kann und aktiv im Kommunistischen Jugendverband arbeitet. Er muß natürlich den physischen Anforderungen gewachsen, darf nicht älter als 23 Jahre und soll unverheiratet sein.
Die Studienplätze an der WNWSU sind sehr gefragt. Acht Bewerber kommen auf einen Platz. Also, Studium nur für die Besten – was übrigens Jahr für Jahr auch die Abschlußnoten beweisen. Denn bis jetzt hat noch keiner der jungen Offiziere die Hochschule mit einem Zeugnis unter 5,2 verlassen. (Die Höchstnote beträgt 6.)
Besonders stolz ist man hier auf das „Technische Zentrum für junge Talente". Es ist dies die Wirkungsstätte eines vielköpfigen Neuererkollektivs. Die Ergebnisse ihrer umfangreichen Arbeiten werden in erster Linie für die Schule, aber teilweise bereits auch in der Volkswirtschaft genutzt. Da sind z. B. bestimmte für den Bau erforderliche Verschalungen; früher aus Importhölzern gefertigt, heute aus Metall. Neben einer leichteren Handhabung und einer längeren Lebensdauer garantieren die Erfindungen der militärischen Hochschüler dem Staat die Einsparung von Valuta. Auch ein Trainingszentrum für Militärkraftfahrer ist im wesentlichen durch die Arbeit der Kursanten entstanden. Es hilft u. a. die Ausbildungszeit zu verkürzen, Kraftstoff einzusparen, Fahrzeuge zu schonen.
Die WNWSU, nach der Befreiung Bulgariens im September 1944 gegründet, hat sich von der Schule über das Institut bis zur Hochschule entwickelt, an der neuerdings auch ausländische Studenten ausgebildet werden. Sie platzt nunmehr fast aus den Nähten. Und so herrscht seit einiger Zeit in diesem Ausbildungszentrum für uniformierte Bauingenieure selbst reger Baubetrieb. Neben neuen Lehrgebäuden entstehen moderne Unterkünfte, ein Sportkomplex mit überdachtem Schwimmbecken, ein Klubhaus. Nicht mehr lange, so sagt man hier, und auch die WNWSU wird zu den vorbildlichsten militärischen Lehreinrichtungen Bulgariens gehören.

Foto: Alexander Malev





Sprünge aus der Badewanne

Von einem Sport, der in Brotterode 75 Jahre alt ist, berichtet Roland Sänger

Schräg schaut die Sonne auf Brotterode, denn es ist schon Herbst. Und der verharrt noch ein Weilchen droben in den Bergen. Den Sportlern am Seimberg ist das gar nicht recht. Kaum verwunderlich für das halbe Dutzend Jungen einer Skisprungtrainingsgruppe der Armeesportgemeinschaft Vorwärts. Kunststoffmatten sind halt bloß Schnee-Ersatz. Das richtige Fahren und Springen „mit Schuß" geht nur im Winter.

Übungsleiter Manfred Schröder schnappt sich hin und wieder den Wasserschlauch und verpaßt den Matten eine Dusche. So gleitet's sich besser. Aber die einfallenden Sonnenstrahlen trocknen bald wieder alles ab. Nur die Schweißtropfen nicht.

Immer wieder schleppen die Dreizehnjährigen ihre schweren Bretter den Berg hinauf zum Sprung. Fünfmal, sechsmal. Besonders hoch hinaus und weit hinunter fliegen Timm Schröder und Fred Baldauf. Aber auch René Gebhardt und Mario Lesser landen weit hinter dem 20-Meter-Schild. Mancher Ruf des Übungsleiters holt sie gerade noch ein: Dies, das und jenes müßt ihr besser machen . . .

Timm, Fred, René und Mario verbringen und verspringen ihre letzten Tage in der ASG. Der Winter erwartet sie an der Kin-

der- und Jugendsportschule in Zella-Mehlis. Ade, Brotteroder Berge! „Vielleicht ist es schwer, weg zu sein von zu Hause", gibt Fred Baldauf zu. „Aber wir wollen was werden als Springer. Deshalb muß es sein."



Brotterode. Das Wort hat Klang in der Springerwelt. Seit 75 Jahren stehen die Schanzen und Schänzchen am Seimberg. Und so mancher Brotteroder hat sich in dieser Zeit einen Namen gemacht. Die Welt und Weltklasse aber eroberten Sprungläufer aus dem Städtchen im Thüringer Wald erst in den dreißig Jahren DDR. Zuerst durch den Skiflugsieger von 1956, den heutigen Trainer im ASK Oberhof, Major Werner Lesser. Zehn Jahre später holte sich Dieter Neuendorf den Titel eines Vizeweltmeisters. Dann kam Hans-Georg Aschenbach. Olympia-Gold und vier Weltmeistertitel von 1973 bis 1976 machten den heutigen Studenten der Militärmedizin zum bisher erfolgreichsten Skispringer nach dem Norweger Birger Ruud. Und am Anfang waren immer die Schanzen am Seimberg. Die erste entstand 1904. Zwei Holzpfähle im Erdreich, mit Reisig umwunden, die Faschine mit Schnee aufgefüllt, wie eine Barrikade. Auf ihr zeigten die Norweger Orre und Wiborg-Thune den staunenden Brotterodern die neue Kunst rasanter Luftsprünge. Welch eine Sensation, als bald darauf ein Junge namens Möller 18 Meter weit flog. Er war dreizehn wie unsere vier heute. Seine Skier aber waren – Faßdauben. Und die Bindungen aus Draht, an einem Nagel befestigt.

Seitdem gehört der Seimberg den Skispringern. Noch ehe sich die Jüngsten einer Trainingsgruppe anschließen, krabbeln



und grätschen sie im ersten Schnee den Hügel hinauf. An einer bestimmten Stelle, in der „Badewanne", wagen sie dann den ersten Talschuß. An diese Abfahrtsstrecke hat die ASG einen 400 Meter langen Schlepplift gebaut. Er erleichtert den Kleinen den Aufstieg. „Und er macht unser Training effektiver", erläutert der verantwortliche Trainer Adolf Baldauf. „Die Jungen beginnen ihre Ausbildung stets mit Abfahrtsübungen. Denn Skilaufen muß einer schon können, bevor er auf die Schanze steigt."

Geht aber ein achtjähriger Anfänger im Training zum ersten Male über die 5-Meter-Mattenschanze, hat er seine ersten Luftsprünge im Schnee längst hinter sich. Eben in der „Badewanne", beim fröhlichen Spiel unter Freunden. Sogar die Vorschulkinder bauen sich dort ihre ersten Schanzen.



Wieder hat Timm Schröder in guter Haltung einen weiten Satz talwärts vollführt. Die Frage, ob er Angst empfunden habe, weist er ebenso entrüstet wie erheitert zurück: „Was? Dann könnte ich mich hier doch nicht mehr sehen lassen." Auch keine Angst, aber Respekt hatte seinerzeit der junge Hans-Georg Aschenbach.



Sorgt mit Wasser für die schnelle Spur: Übungsleiter Manfred Schröder

Weil ihn die resolute Art des temperamentvollen Übungsleiters Karl Hellmich so beeindruckte, schickte er einen Klassenkameraden vor. Ließ anfragen, ob er mitmachen dürfe. Er durfte... Solche Zufälle beim Talentefinden gibt es heute nicht mehr. Das Trainingszentrum hält enge Verbindung zur Schule. Deren Direktorin, Reingard Wolf, und ihr Stellvertreter Werner Görlach – Kampfrichter ist er – sind die besten Verbündeten der Skisportler. Interessierte und talentierte Kinder werden über den Sportunterricht gefunden. Und in guten Wintern tummelt sich



Bevor es über den Bakken geht, ein Absprung aus dem Stand...

das junge Volk besonders zahlreich in der „Badewanne". Also – hingehen und aussuchen!

★

Während die Schatten im Tal länger werden, räumen die Schützlinge Manfred Schröders an der Oskar-Fuchs-Schanze auf und trollen sich davon.

Ohne viel zu sagen, hat ihr Treiben die ganze Zeit über ein junger Mann beobachtet. Dietmar Aschenbach, Hans-Georgs Bruder. Er war 1975 Dritter der DDR-Meisterschaft auf der Großschanze und Vierter auf der Normalschanze geworden, hatte öfter an Skiflugwochen und Flugweltmeisterschaften teilgenommen, gehörte 1976 in Innsbruck zur DDR-Olympiamannschaft. Seit einem Jahr trainiert er gemeinsam mit Manfred Schröder, Gerd Wolf, Alfred Krahmann und Manfred Gebhardt, dem Leiter des Trainingszentrums, ein halbes Hundert sieben- bis dreizehnjähriger Brotteroder Jungen. Der Nachwuchs vom Seimberg hatte stets fähige Ausbilder: Karl Hellmich, bei dem die Aschenbachs anfingen. Kurt Schramm, heute Major und Leiter der ASK-Springermannschaft. Dieter Neuendorf, Trainer beim Oberhofer ASK. „Aber es waren zu wenige. Sie hatten immer zu viele zu betreuen", erklärt Dietmar. „Das haben wir verbessert." Dazu die Möglichkeiten.

Neben der großen Inselbergschanze stehen vier weitere, auf denen sich der Nachwuchs etappenweise an den Riesen (Schanzenrekord 105 m) heranpirschen kann. Und wenn der Winter lau und flau ist, geht's hinauf zur Kalten Heide. Dort gibt es in 820 m Höhe einen schneesicheren Sprunghügel. Zusammen mit zwei Mattenanlagen glänzende Bedingungen. Stufen, die für manchen Jungen nach ganz

oben führen, wenn er aus der „Badewanne" kommt und entschlossen ist, regelmäßig zu trainieren.

Hält man sie allein mit Springen und Sprüngen bei der Stange? „Auch mit Rostbrätl und Bratwurst, mit Geländespielen und Ausflügen", verrät Adolf Baldauf. „Aber vor allem mit Wettkämpfen. Alle vierzehn Tage springen wir auf einer der Schanzen. Besonders bei den Urlaubern findet das viel Zuspruch, und bei den Jungen weckt es den Ehrgeiz. Zuweilen tritt auch mal ein Übungsleiter gegen die Schar seiner Schützlinge im Freistilringen an . . ."

Und es gibt den Wunsch, bald einen „echten" Nachfolger für Hans-Georg zu stellen. Denn Jochen Danneberg und Martin Weber, die beiden ASK-Athleten in der derzeitigen DDR-Auswahl, kommen nicht vom Seimberg. So hoffen die Brotteroder auf Ingo Lesser, den vierzehnjährigen Sohn Werners. Und auf Fred, Timm, René und Mario. Sie sollen in diesem Winter als Kinder- und Jugendsportschüler über den Bakken gehen, wie Ingo. Das muß sein, denn sie wollen was werden als Springer.

Fotos: Archiv (1),
Manfred Uhlenhut (1),
Gerhard König (4)

ar

Hauptmann
Margit Schumann





Während des Siebenjährigen Krieges mußte Friedrich einmal mit seinem Stab in einem österreichischen Kloster Quartier nehmen. Der Abt war ihm nicht wohlgesonnen und ließ das den König auch merken. Dafür zog ihn Friedrich mit seiner Frömmigkeit auf. „Zwar habt Ihr Euch unter Gottes Schutz gestellt, aber so gänzlich scheint Ihr Eurem Gotte doch nicht zu trauen. Hättet Ihr sonst Blitzableiter auf Eurem Haus!" Darauf antwortete der Abt: „Eure Blitzableiter, Majestät, sind Eure Generale. Wenn Eure Kriegskunst versagt, laßt Ihr es sie fühlen."

König Karl XII. von Schweden war ein sehr eigenwilliger Herrscher, der überzeugt war, auf dem Schachbrett genauso unbesiegbar zu sein wie auf dem Schlachtfeld. Darum hielt er seinen König nicht im schützenden Graben, sondern ließ ihn stets seinen Bauern und Springern vorauslaufen, so daß ihn bald der tödliche Hieb traf und er die Partie verlor. Als ihn einer seiner Getreuen auf seinen Fehler aufmerksam machte, erklärte der König wütend: „Hätte ich nach eurem Ratschlag verfahren, ich hätte keine Schlacht gewonnen." Da erwiderte der Getreue: „Weil wir euch stets bestens deckten, Majestät."

Nach dem grausigen Ende des Bauernkrieges waren die Bauern ihrer Führer beraubt und sie selbst zu Hunderten erschlagen, vertrieben und in noch schlimmere Sklaverei versetzt worden. Zu Ehren der Toten schuf Albrecht Dürer eine Gedenksäule, die einen wie im Kampf erschöpften Bauern darstellte, der über niedergesunkenen Tieren auszuruhen schien. Dürers Freunde lobten die Ausführung, aber sie erschraken vor seinem Sinn. Entgegen dem Ratschlag seiner Freunde bot Dürer das Bildnis dem Fürsten von Nürnberg an. Dieser umschritt das Bildnis und betrachtete es von allen Seiten mit kritischem Blick. Er ahnte des Meisters Herzschlag darin, das allzu heftig für die Freiheit der Bauern schlug. „Er schläft zwar, Dürer, aber er zeigt mir selbst im Schlaf noch zu wenig Unterwürfigkeit", bemäkelte der Fürst. „Wie könnte er Euch mehr Unterwürfigkeit und Demut beweisen können, als mit zwei tödlichen Wunden im Rücken!" erwiderte der Meister.

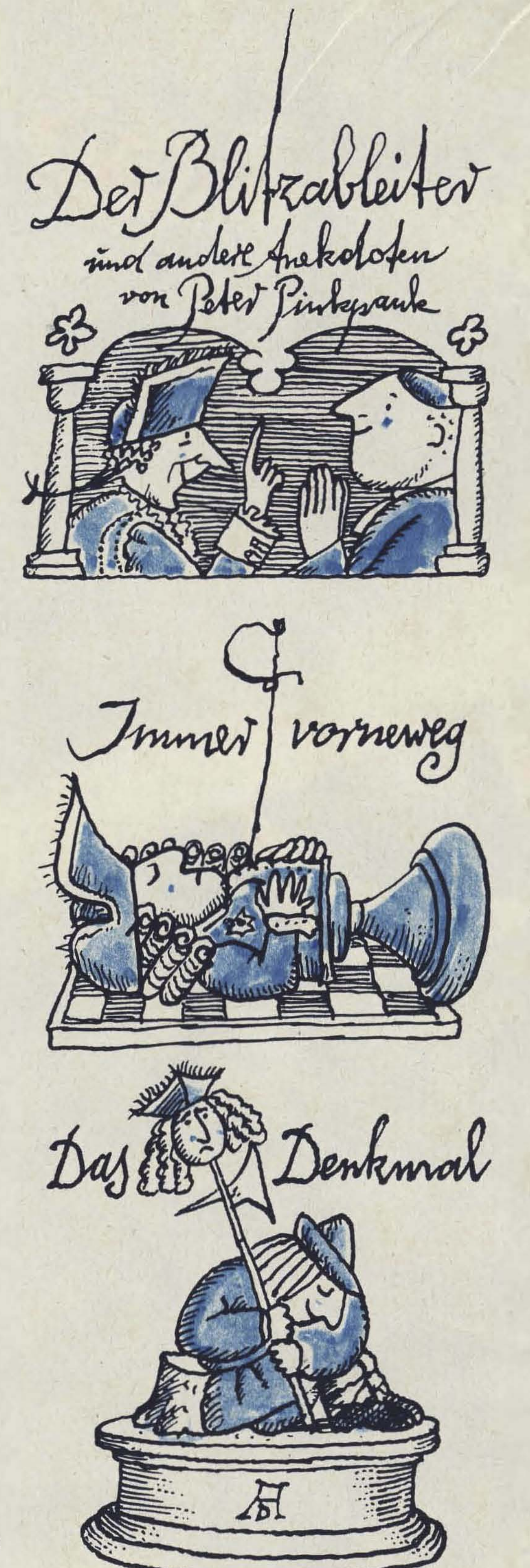


Illustration: Fred Westphal

In dieser Folge unserer Waffensammlung handelt es sich bei den Minenräumgeräten um Pioniermaschinen, die zum Anbau an Panzern bestimmt sind. Mit diesen Geräten werden Panzer- und Infanterieminen mechanisch geräumt. Darunter versteht man, daß die Minen entweder ausgegraben, ausgepflügt oder durch Schlag- und Druckvorrichtungen zur Detonation gebracht werden. Dem Wirkungsprinzip nach unterscheidet man neben den mechanischen noch elektromagnetisch und durch Sprengstoff wirkende Minenräumgeräte. Die mechanischen bilden die wichtigste Gruppe.

Minenräumgeräte

Mit diesen Minenräumgeräten können Gassen oder minenfreie Spuren für Panzer, Kfz und Schützentruppen in Minenfeldern geschaffen werden. Auch Marschstraßen und größere Geländeabschnitte können entmint werden. Der Anbau am Panzer ermöglicht diese Arbeiten in der Gefechtsordnung der Truppe, unter Feuereinwirkung des Gegners und mit hohem Tempo. Im folgenden sollen uns die mechanischen Minenräumgeräte besonders beschäftigen.
Mechanische Minenräumgeräte unterscheidet man nach ihrer pioniertaktischen Bestimmung, nach ihrem Aufbau und nach ihrem Wirkungsprinzip. Im pioniertaktischen Sinne sind die Räumgeräte für den einzel- und gruppenweisen Einsatz vorgesehen, um z. B. nur die Fahrspur eines Panzers zu räumen oder um Gassen in Minenfeldern zu schaffen.
Vom Aufbau gesehen kennt man spezialisierte Pioniermaschinen und die Anbaugeräte für Panzer und Panzerschlepper. In den sozialistischen Armeen sind Minenräumgeräte gebräuchlich, die an die mittleren Kampfpanzer angebaut werden. Nach dem Wirkungsprinzip untergliedern sich diese Minenräumgeräte in solche mit Druck-, Schlag- und Grabwirkung.
Räumeinrichtungen mit Druckwirkung bestehen aus schweren Metallrädern bzw. scheibenförmigen Rollen, deren Gewicht auf den Boden und damit auf die dort vergrabenen Minen drückt. Die Rollen sind an einem Rahmen befestigt, der so breit wie der Panzer selbst ist. Die Rollen sind in zwei Sektionen so gelagert, daß das Mikrorelief des Geländes in seinen Unebenheiten erfaßt wird, d. h. daß der Druck der Rolle auf jede darunter liegende Mine wirkt. Diese Form der Minenräumgeräte ist bei uns die hauptsächlichste Art, weil sie sich bereits seit über drei Jahrzehnten bewährt hat. Für die Panzer T-54 und T-55 gab es die Typen PT-54 und PT-55. Das waren Rollengeräte mit über acht bzw. sechs Tonnen Masse. Mit ihnen wurden Räumgeschwindigkeiten von 8 bis 12 km/h gefahren. Sie hatten in jeweils zwei Sektionen vier bzw. fünf Rollen. Die Anbauzeit an den Panzer betrug 15 bis 20 Minuten. Das Räumgerät PT-55 konnte zwei Spuren zu je 0,83 m Breite räumen. Jede einzelne Rolle hielt bis zu zehn Detonationen von Panzerminen aus. Die Gasse im Minenfeld wurde durch Furchen gekennzeichnet und an den Innengrenzen markiert. Die Rollensektionen paßten sich gut an das Gelände an. Zur Vernichtung von Minen mit Knickzündern, die sich im ungeräumten Zwischenraum befanden, war zwischen den Sektionen eine Räumkette gespannt. Nachteilig war, daß sich diese Geräte schlecht bei Schneedecken über 20 cm, bei Flugsand oder lockeren Böden einsetzen ließen; die Walzen drehten sich nicht mehr und schoben den Schnee oder Sand nur vor sich her. Dadurch wurden die Minen aus der Spur herausgedrückt, sie fielen in den ungeräumten Zwischenraum oder auch unter die Ketten des Panzers.
Ungeachtet dessen blieben die Minenräumgeräte dieser Art bis heute die sichersten. Abgelöst wurden die beiden älteren Typen vom Minenräumgerät KMT-5. Dieses Gerät besteht aus einer Rollen- und einer Messersektion. Es wird an den mittleren Kampfpanzer angebaut und ist für den individuellen sowie Gruppeneinsatz bestimmt. Im individuellen Einsatz wird die Spur vor den Gleisketten des Panzers geräumt. Diese Spuren können verbreitert werden, wenn die Geräte gruppenweise zum Einsatz gelangen oder ein Gerät das Minenfeld mehrmals durchfährt. Arbeitseinrichtungen sind: zwei Rollensektionen, zwei Messersektionen und eine Vorrichtung zum Auslösen von Minen mit Knickzündern.
Die Rollensektionen räumen – wie auch bei den Vorgängern – Minen mit Druckzündern. Jede Sektion ist mit Gliederketten an einem Rahmen befestigt, der über eine Anhängevorrichtung und Halteseile mit dem Panzer verbunden ist. Die Halterungen der Anhängevorrichtung ermöglichen den schnellen Abwurf der Rollensektionen. Diese bestehen aus drei gezahnten Metallrollen, deren Anordnung auf der Achse eine hinreichende Kopierung des Geländereliefs sichert. Dazu sitzt die mittlere Rolle lose auf der Achse.
Die Messersektionen sind unmittelbar am Panzer angebracht. Sie räumen die Minen, die wegen besonderer Zünder nicht von den Rollen zur Detonation gebracht wurden. Die Messersektionen bestehen aus einem Streichblech mit Messern (Grabzähne), dem Schleifschuh, der Ausgleicheinrichtung, dem Schwingarm mit Sperre, der Halterung und dem Hubwerk. In der Marschlage wird die angebaute Messersektion von der Halterung und der Sperreinrichtung des Schwingarms gehalten. Wird die Sperreinrichtung gelöst, geht die Messersektion in Arbeitslage. Der Schleifschuh verhindert, daß die Messer zu tief in den Boden eindringen. Die Streichbleche legen die ausgegrabenen Minen nach außen neben den Panzer ab.



„Tral" am T-34

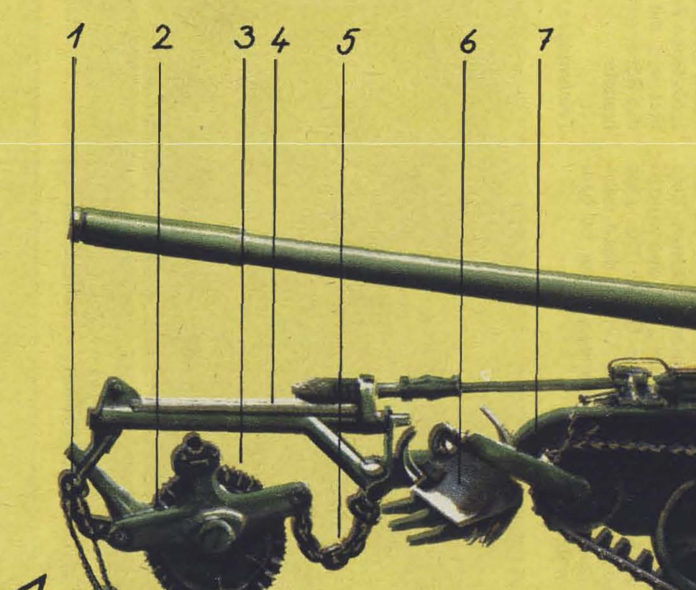
PT-54

Messersektion beim Graben

Messersektion

Prinzipaufbau des Minenräumgeräts KMT-5

1 – Vorrichtung zum Räumen von Minen mit Knickzünder
2 – Rollensektion
3 – Scheibenrollen
4 – Rahmen mit Halteseilen
5 – Kette
6 – Messersektion
7 – Hubwerk



Die Vorrichtung zum Auslösen von Minen mit Knickzündern besteht aus einer Kette, die mit einer Walze beschwert und im vorderen Teil der beiden Rahmen federnd angebracht ist. Die Walze bewirkt, daß die Kette ständig auf dem Boden schleift, die Knickzünder der Minen erfaßt und sie vor dem Panzer zur Detonation bringt.

Eine Trassiervorrichtung am Heck des Panzers kennzeichnet die Innengrenzen der geräumten Fahrspur als zwei deutlich sichtbare Furchen. Diese Furchen können zusätzlich durch Leuchtzeichen markiert sein.

Das Minenräumgerät KMT-5 kann an jeden dazu vorbereiteten Panzer angebracht werden. Beim Transport des Räumgeräts verbleiben die Anhängevorrichtung und die Messersektion am Panzer. Rahmen und Rollensektionen werden mit einem LKW befördert. Bei einem voraussichtlichen Räumeinsatz kann der Panzer entweder mit dem vollständig angebauten Räumgerät oder aber nur mit den Messersektionen (und angebautem Rahmen) marschieren.

Die Entwicklung dieser sowjetischen Minenräumgeräte geht auf ein Erlebnis ihres Schöpfers, des Helden der Sowjetunion Oberst d. R. P. Mugalew, im Krieg gegen die Weißfinnen 1939 zurück. Er sah, wie ein Schlitten mit einer Feldküche durch eine Mine hochging. Als Pionier erregte ihn dieser Vorfall so, daß er den Gedanken an ein Räumgerät nicht mehr los wurde. Es kam zur Entwicklung des „Traltschik", eben des mechanischen Minenräumgeräts mit Scheibenrollen. Die ersten Muster waren noch zu sehr von den „Kinderkrankheiten" befallen. Erst 1943 konnte der neue „Tral" unter Frontbedingungen an der Woronesher Front erprobt werden. Zuerst hatten die alten Fronthasen etwas gegen das Gerät. Sie befürchteten, daß die eigenen Panzer durch das Vor-sich-her-schieben der Sektionen und die detonierenden Minen selbst einiges abbekommen könnten. Bald aber merkten sie den Vorteil des „Tral" und wurden zum eifrigen Befürworter des Geräts. Das alles geht aus einem Dokument der Führung des 4. selbständigen Garde-Panzerregiments hervor, bei dem die Erprobung stattfand.

Nachdem dieses Garde-Regiment mit dem neuen Minenräumgerät erfolgreich und mit nur wenigen Verlusten einen stark befestigten Verteidigungsstreifen des Gegners durchbrochen hatte, wurde entschieden, mit der Serienproduktion des „Tral" zu beginnen. Mit dieser Entscheidung wurde natürlich auch gleich die Frage aufgeworfen, wie die Trals am zweckmäßigsten einzusetzen sind, wem sie zugeteilt werden müssen. Zunächst stellte man der Armee direkt unterstellte Panzerpionierregimenter auf. Sie wurden auch als „Spezialregimenter mit Landminenräumgeräten" bezeichnet. Das erste derartige Regiment war unter anderem an der Belorussischen Operation beim Forcieren des Dnjepr beteiligt. Nach dem Forcieren kamen die Minenräumgeräte sofort zum Einsatz. Sie bewährten sich als ein wichtiges Mittel zur Sicherstellung des Durchbruchs der Verteidigung des Gegners.

Beim Forcieren der Weichsel handelte das Regiment im Bestand der 1. Staffel der Armee. Es war im Durchbruchsabschnitt eingesetzt, um einen Brückenkopf zu bilden. Am Tage des Angriffs wurden elf Gassen durch die Minenfelder der Faschisten geschaffen. Unter den Walzen der Räumpanzer detonierten über 60 Minen.

Diese Einsätze ließen die berechtigte Schlußfolgerung zu, daß die Anbau-Geräte mit Rollen Zukunftsaussichten haben. Aus den Erfahrungen mit den „Trals" des Krieges entstanden weitere Konstruktionen. Ihre Grundkonzeption blieb bis zum KMT-5 erhalten. Die Details wurden von Modell zu Modell verändert und verbessert, die Räumparameter immer mehr vervollkommnet. Wie die mittleren sowjetischen Panzer seit eh und je in den kapitalistischen Ländern „nachempfunden" werden, so ist auch der sowjetische „Traltschik", das mechanische Minenräumgerät mit Rollen- und Messersektionen, zum Vorbild für die Minenräumgeräte dieser Armeen geworden. Obwohl mit verschiedenen Formen von Räumgeräten experimentiert wird, mit Schlag-, Tast- und Pfluggeräten, ist das Rollengerät nach wie vor das am meisten verbreitete.

A./E.

Zeichnungen: H. Rode

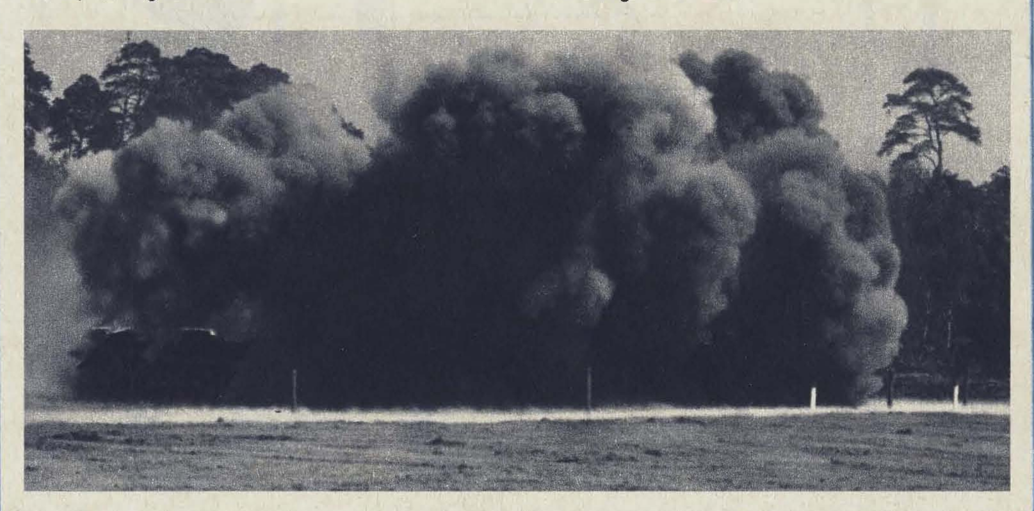


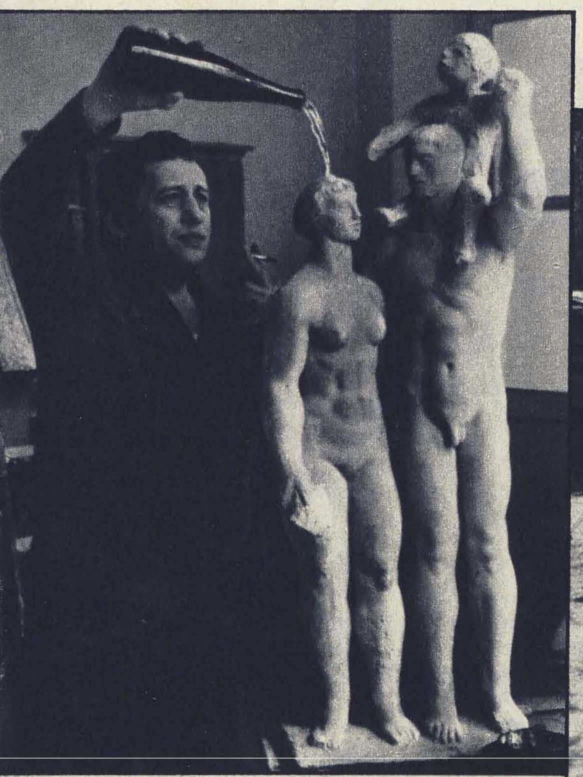


Foto: Manfred Uhlenhut

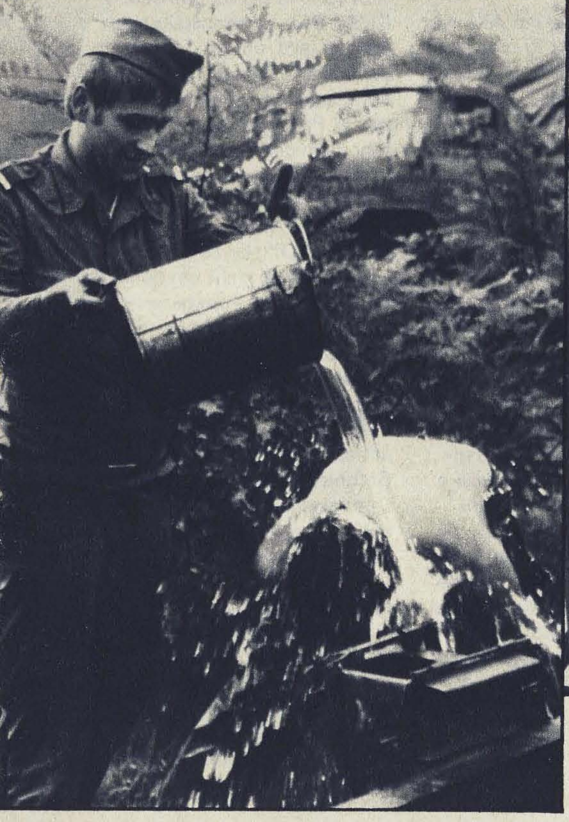
Wasser



Fotos: Uhlenhut (1);
Gebauer (3); Barkowsky (1);
Archiv (3)









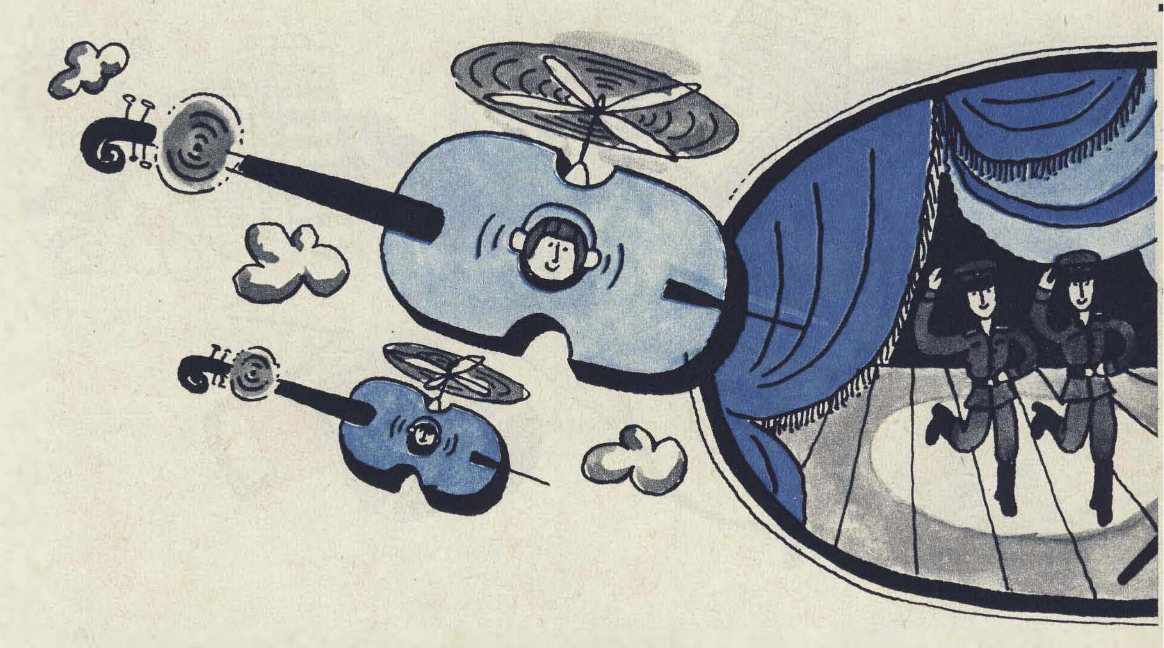
marsch!



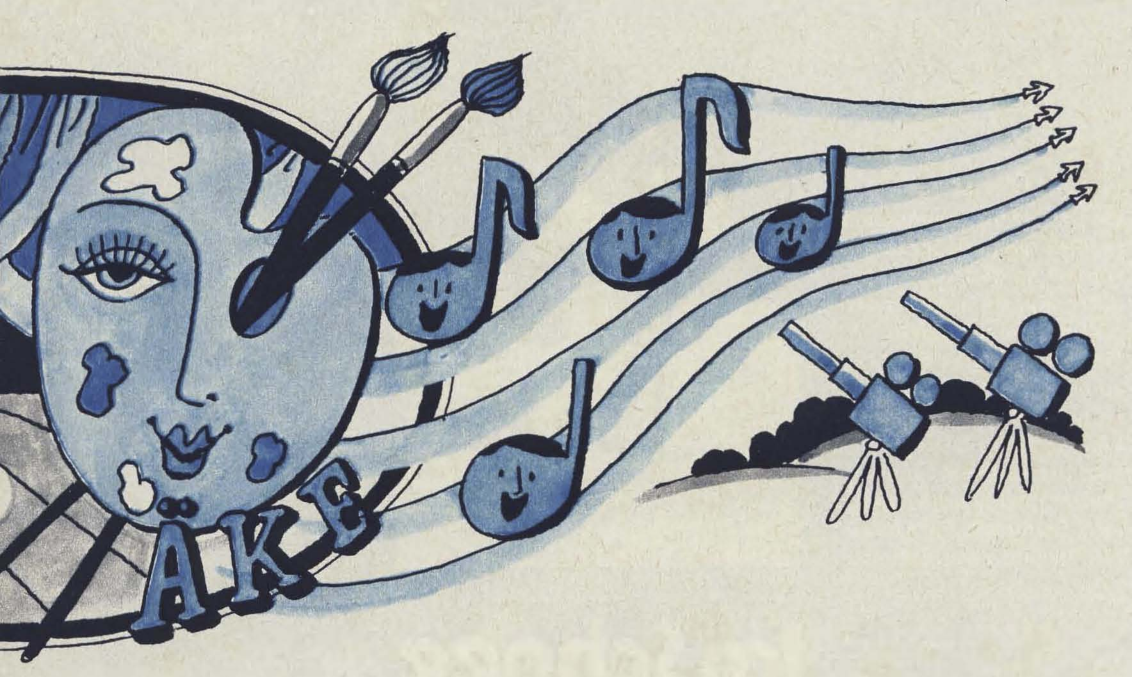
Manche gehen mit ÄKE ins Bett, weil sie eine große Anziehungskraft besitzt. Andere sind enttäuscht und müssen von ihr erneut umworben werden. Einige betrachten sie nüchtern und sachlich als etwas, das man im weiteren Leben unbedingt braucht.
ÄKE ist an den Offiziershochschulen unseres Landes attraktiv geworden. Die Zuneigung zu dieser noch relativ jungen „Dame" wurde größer. Ihr richtiger Name ist: Ästhetisch-kulturelle Erziehung und Ausbildung. Da dieses nicht so leicht und schnell von der Zunge geht, machten die Offiziersschüler daraus die ÄKE. Sie ist ein fakultatives Lehrfach, mit einem gut durchdachten Programm, um das Kulturniveau der Offiziersschüler zu erhöhen.
An der Offiziershochschule der Luftstreitkräfte/Luftverteidigung „Franz Mehring" wurde lange nach Möglichkeiten gesucht, um der ÄKE einen besonders guten Weg zu bereiten. Oft war mangelnde Zeit Fußangel auf der Strecke des Erfolgs. Der Tag kann nicht verlängert werden. Er ist ohnehin randvoll mit politischen und technischen Ausbildungsstunden gefüllt. Trotzdem setzte sich die ästhetisch-kulturelle Erziehung und Ausbildung durch, behauptete sich vorwiegend in der dienstfreien Zeit.
Die erste Begegnung mit ÄKE war für die Genossen der Kompanie Kammin eine gute. Sie besuchten die VIII. Kunstausstellung, diskutierten über die Kunstwerke, ließen bei vielen Interesse für diesen Bereich der Kunst keimen.
Aber auch weniger Gutes bestimmte die erste Bekanntschaft mit ÄKE. Das Riesaer Sinfonieorchester reiste an, um Gegenwartsmusik vorzustellen. Das war ja zunächst ein löbliches Unterfangen. Doch die Offiziersschüler wurden mit dieser Musik, mit der nur wenige vertraut waren, allein gelassen. Die Meinung der Zuhörer: „Es schepperte und klapperte. Dissonanzen trafen unsere Ohren. Ein vermasselter Sonnabendnachmittag." Damit wurde mancher Voreingenommenheit zur Gegenwartsmusik Nahrung gegeben. Es fehlten erläuternde Worte zu diesem Konzert und auch eine Möglichkeit der Diskussion darüber.
Erfahrungen mußten gesammelt werden. Oberstleutnant Zimmermann, verantwortlich für die ästhetisch-kulturelle Erziehung und Ausbildung an der OHS, beriet mehrmals mit den Kulturaktiven. Nun wird es besser gemacht. Größere Musikveranstaltungen werden jetzt, mittels Tonband oder Schallplatte, bereits in den Kompanieklubs vorbereitet. Somit ist das Publikum beim Konzert schon einigermaßen sachkundig, folgt mit größerem Interesse.
Die ÄKE will das ihre dazu beitragen, den vielseitig gebildeten künftigen Offizier zu entwickeln. Dabei geht es nicht um den Alleswisser oder gar Allesbesserwisser. Dieses fakultative Lehrfach soll dem jungen Offizier helfen, auf die Kultur des Soldatenalltags Einfluß zu nehmen. Kunst und Literatur sollen bewegende Erlebnisse vermitteln, Aufgeschlossenheit, tiefe Gefühle, Entschlossenheit und Optimismus bewirken. Dazu benötigt man Kenntnisse und praktische Erfahrungen. Die geplanten Lehrveranstaltungen sind dabei das eine. Das andere, wie das Leben in den Kompanieklubs gestaltet wird. Mit diesen Vorstellungen soll der Offizier in spe auch künftig in der Truppe wirksam werden.
In den Truppenteilen ist der Film ein wichtiges Mittel, um die dienst-



freie Zeit abwechslungsreicher zu gestalten. Doch wie kann man ihn über die Unterhaltung hinaus nutzen? Wie leitet man eine Filmdiskussion?
In der Kompanie Kammin demonstriert es der Klubrat. Die Offiziersschüler Schmidt und Hartung bereiteten sich dafür mit Hilfe des Hauses der NVA vor. Nun sollten und wollten beide eine Diskussion über den sowjetischen Film „Die Kraniche ziehen" organisieren und führen. 24 Offiziersschüler hatten sich dazu im Klub eingefunden. Über Handlungsablauf, Filmgeschichte, künstlerische Gestaltungsmittel, herausragende Dialoge und Szenen war zu reden. Die Gemüter erhitzten sich, als die Frage kam: Wie würdest du dich in solch einer Situation verhalten, so wie sie in diesem Film im Mittelpunkt steht – der unmittelbare Übergang vom Frieden zum Krieg? Was wird mit deiner Liebe? Wirst du den neuen Anforderungen gerecht werden? Reicht es, was du bisher an militärischem Handwerk erlerntest? Bei dieser Diskussion blieben die Offiziersschüler hängen – bis zum letzten Wort des Diensthabenden, der energisch auf den Zapfenstreich verweisen mußte.
Zur Arbeit mit dem Film gehören auch praktische Fähigkeiten. Dank der Mühe des Lehrers für das Fach Polittechnik, Oberstleutnant Altmann, erwarben die meisten Genossen bereits die Vorführberechtigung für die 16-Millimeter-Kinoanlage „Meo-Club". Das wird später von großem Wert sein, denn viele Kompanien sind mit dieser Technik ausgestattet. Nur an Vorführberechtigten mangelt es häufig. In diesem Lehrfach können die Offiziersschüler auch anderweitig schöpferisch werden. Eine Aufgabe bestand zum Beispiel darin, eine Filmdiskussion, mittels Tonband, über den sowjetischen Film „Sie kämpften für die Heimat" zu gestalten. Auch wie man eine Diskothek im Kompanieklub vorbereitet, wird nicht gerade als Randproblem betrachtet.
Einen Sonntag, von dem heute noch die meisten schwärmen, gab es mit ÄKE in Dresden: Besuch einer Sonderausstellung zur Geschichte der NVA im Armeemuseum und Besichtigung des Dresdener Stadtmodells mit Vortrag über sozialistische Bauweise. Auch Frauen und Freundinnen der Offiziersschüler nahmen daran teil.
Die meisten Exponate im Armeemuseum waren den Offiziersschülern bekannt. Deshalb schauten sie kritischer als der unkundige Besucher. Ihnen mißfiel, daß einiges nicht den Vorschriften entsprach. Zum Beispiel war der ausgestellte Schutzanzug nicht richtig angelegt.
Die wahre Freude erlebten sie hingegen im Rathaus vor dem Dresdener Stadtmodell. Oberstleutnant d. R. Thielicke, Sekretär für Stadtgestaltung und bildende Kunst beim Rat der Stadt, sprach über sozialistische Bauweise und Städteplanung sowie ihre Finanzierung. Somit erfuhren die Offiziersschüler auch, was eine einzelne Wohnung heute kostet. Und sie konnten sich anschaulich darüber informieren, wie Dresden im Jahre 2000 aussehen wird. 75000 Wohnungen wurden im letzten Krieg zerstört, 80000 neue entstanden bis heute.
Auch Erläuterungen über die geplanten Kultur- und Sozialbauten fehlten nicht. Genosse Thielicke hätte gar nicht darauf hinzuweisen brauchen, denn der Gedanke der Verteidigungswürdigkeit unseres Landes stellte sich bei vielen



gerade in diesem Moment ein. Die Genossen der Kompanie Kammin werden künftige Fla-Raketen-Offiziere sein, und solche Städte wie Dresden gehören dann auch zu ihren Schutzobjekten. Erkenntnis dieser Exkursion: Man muß es verstehen, nachhaltig bewegende Erlebnisse zu schaffen.
Die Klubarbeit in der Kompanie wird als wichtiger Teil von ÄKE gesehen. Man kann getrost sagen: Es ist ein „Lehrklub". Natürlich sollen Spaß und Entspannung dabei nicht zu kurz kommen. Das ist nach dem täglichen Lernpensum nötig. Aber das eine schließt das andere nicht aus. Lernen sollen die Offiziersschüler, wie man mit wenig Mitteln und Möglichkeiten die dienstfreie Zeit erholsam gestalten kann.
So hatten sich kürzlich die Offiziersschüler Krajewski und Reddemann auf eine Buchbesprechung „Der Gaukler" von Harry Thürk vorbereitet. Das wurde für die beiden gleich als Arbeit für das Abzeichen „Für gutes Wissen" in Gold gewertet. Die meisten der im Klub Versammelten hatten das Buch gelesen. Und wer es bisher versäumt hatte, war nach dieser Veranstaltung neugierig geworden. Ein sonst verborgenes Gesicht des Klassengegners wurde sichtbar, seine Verlogenheit, sein Handel mit Menschen und deren Schicksalen. Es blieb nicht beim „Gaukler". Mehrere Genossen hatten die Kritik über das verleumderische Buch „Collins" von Stefan Heym in der Wochenzeitung „Sonntag" gelesen. Sie stellten Parallelen fest, wie „Märtyrer" westlicher Prägung zurechtgezimmert werden. Erkenntnis durch ÄKE: Lesen soll Vergnügen bereiten, jedoch auch als gesellschaftlicher Auftrag gesehen werden, sich mit dem Inhalt von Büchern auseinanderzusetzen.
Im Klub der Kompanie hängt eine Urkunde, die ihm bescheinigt, bestausgestaltet zu sein. Früher war das ein großer und trister Raum. Kaum einer hatte das Bedürfnis, dort freie Stunden zu verbringen. Der Klubrat, unter Leitung der Offiziersschüler Schön und Naumann, machte einen Umbauplan und erhielt dafür die Zustimmung des Kompaniechefs. Dieser war allerdings ein wenig skeptisch, weil es doch ein ziemlich kühner Plan war. Fähnrich Seidenfaden, der Hauptfeldwebel, freundete sich damit recht schnell an, nutzte seine Beziehungen zur Unterkunftsabteilung der Hochschule und schaffte nicht mehr gebrauchte, alte Schränke heran. Somit war Bauholz vorhanden. Die Offiziersschüler taten das Ihre mit 1 200 Arbeitsstunden. Zunächst entstand eine gemütliche Sitzecke. Die Kissen dafür wurden von der Familie des Genossen Schön genäht. Der Vater des Offiziersschülers Wunderlich steuerte Vorhangstoff bei. Alle Heizkörper wurden holzverkleidet und der Raum mit Regalen geteilt. Die Artothek des Hauses der NVA ermöglichte, daß geschmackvoll gerahmte Gemäldereproduktionen alter Meister dem Raum Schönheit und Ruhe verleihen. Viele gute Lösungen fielen den Offiziersschülern noch während des Baus ein. So wird der Wanddurchbruch für die Filmprojektion von der Sixtinischen Madonna verdeckt. Die Leinwand für die Filmprojektion läßt sich leicht von der Decke herunterziehen. Im anderen Teil des Klubs wurden die Traditionen der Kompanie in einer kleinen Ausstellung dargestellt. Selbstverständlich fehlt auch nicht die Übersicht in der Bestenbewegung.



All diese Mühe hat sich in zweifacher Hinsicht gelohnt. Jetzt sitzen immer Genossen im Klub, um sich bei Radio- oder Schallplattenmusik zu entspannen. Andererseits haben viele der am Bau beteiligten Genossen praktische Erfahrungen gesammelt, wie man geschmackvoll und ohne großen materiellen Aufwand einen Kompanieklub gestalten kann. Das wird später in der Truppe von Nutzen sein. Natürlich werden viele Mittel für die Kompanieklubs in den Einheiten zur Verfügung gestellt. Jedoch was man daraus macht, darauf kommt es an.

Auch die Singegruppe kann man als ein Kind der ÄKE betrachten. Die fünf Genossen, Offiziersschüler Landrock, Dettke, Wagner, Schmidt und Schön werden später als Offiziere wieder die Gitarre in die Hand nehmen und in der Lage sein, solch eine Gruppe zu leiten. Es war keine Auflage „von oben", die diese fünf zusammenführte. Sie hatten Spaß am Musizieren.

10 eigene Lieder entstanden. Eins davon ist der vertonte Brief eines Soldaten. Er schreibt an seine Verlobte Gedanken der Liebe, die sich aber auch mit seinem Auftrag als Soldat verbinden. Ein anderes Lied erzählt in Balladenform von einem Soldaten, der in Urlaub fährt und während der Reise über sein Leben nachdenkt. Seine Gedanken enden damit, daß er froh ist, ein so liebes Mädchen gefunden zu haben, mit ihr in unserer Zeit zu leben, einer guten Zeit für beide. Wenn die Ernennung zum Offizier erfolgen wird, dann haben diese Offiziersschüler nicht nur ein gutes Fachwissen. Sie hatten Begegnungen mit Künstlern und Kulturschaffenden, lernten die verschiedensten Kunstwerke kennen. Sie wissen, wie stark Kunsterlebnisse psychische und physische Kräfte des Kämpfers mobilisieren können. Sie hörten davon, wie im Großen Vaterländischen Krieg in den Gräben, Unterständen und Partisanenlagern begeisternde Verse und mitreißende Lieder den Mut stählten. David Oistrach spielte vor Frontsoldaten Bach und Beethoven. Simonows Erzählung „Der dritte Adjutant" ging bei den Soldaten von Hand zu Hand, und das Gedicht „Wart auf mich" gab Frauen und Männern in den schweren Jahren des Krieges und der Trennung Hoffnung und Kraft.

Auch die „Frühlingssonate" von Willi Bredel sowie das Bild des Soldaten in der Geschichte der bildenden Kunst haben sie kennengelernt. Sie werden als junge Offiziere das eigene Fernseh- oder Filmerlebnis mit dem ihrer Soldaten vergleichen. Und dann werden sie wissen, wie man ein Gespräch darüber beginnt. Das erwarten die Genossen von ihren Vorgesetzten. Der junge Leutnant wird jenes große Wort Kulturerbe einordnen können, Interesse dafür weitervermitteln. Und er wird vielleicht auch den Weg weisen können, *wie* wir heute erben können und was.

Kultur im weiteren Sinne sollte uns vom Wecken bis zum Zapfenstreich begleiten. Dazu gehört eben auch die gute Dienstorganisation genauso wie der kulturvolle Umgangston, die sozialistischen Beziehungen untereinander. Vor allem aber wird dazu die sinnvoll genutzte Freizeit zählen. Sehr oft wird bei all dem die helfende Hand des vielseitig gebildeten Offiziers vonnöten sein. Das ist gut so.

Und das will die ÄKE.

Oberstleutnant Wolfgang Matthées
Illustrationen: Fred Westphal

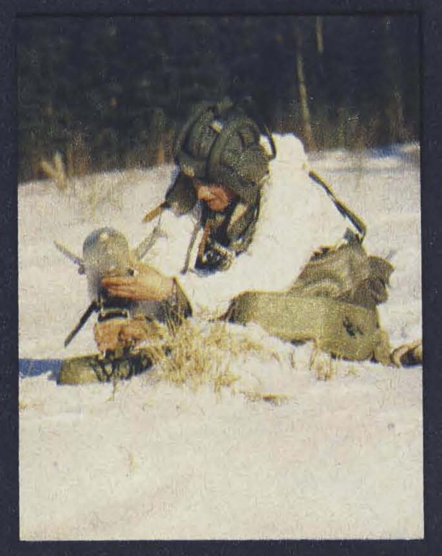
Im Schnee versteckt

Ihr Schützenpanzerwagen brachte sie gedeckt und schnell an den Waldrand. Jetzt sind sie abgesessen, stiefeln mit schwerem Gepäck auf einer Schneise zu einer kleinen Schneewehe, hinter der sie ihre Feuerstellung beziehen. Sie sind der Halbzug eines Panzerabwehrzuges der mot. Schützen. Ein Unteroffizier und zwei Gefreite.



Lenkschütze der erste, Kanoniere die beiden anderen. Sorgsam bettet der Unteroffizier das Lenkpult in den Schnee, richtet das optische Visier auf. Der Blick durch die Prismen geht in Richtung Süden, dorthin, wo die Sonne steht. Tausende Lichtpünktchen zaubert sie auf die weite weiße Fläche. Er wird es schwer haben, der Lenkschütze, sich auf das ferne

Panzerziel zu konzentrieren, die Rakete durch die in gleißendes Licht getauchte Landschaft, genau in die grauschwarze Silhouette zu führen. Sein ganzes Können wird er aufbieten müssen, um Volltreffer zu erzielen. Seine beiden Genossen indes haben die Behälter der Panzerabwehrlenkraketen (PALR) geöffnet. Mechanisch klappen die Flügel des Projektils



auseinander. Flugs befestigen die beiden die Gefechtsköpfe, spulen die Leitung zum Lenkpult ab, gehen auf der anderen Seite des Lenkschützen in Stellung. Kaum wahrzunehmen im Schnee sind Waffen und Menschen. Sie sind bereit, den Kampf mit dem Panzer aufzunehmen.
H. S.
Fotos: Uhlenhut



SFB
SFB
DEUTSCHLANDFUNK
RIAS
RIAS
RIAS
ARD
ZDF
ZDF
DEUTSCHLAND FUNK
RIAS
ARD



Stimmungs-Kanonen

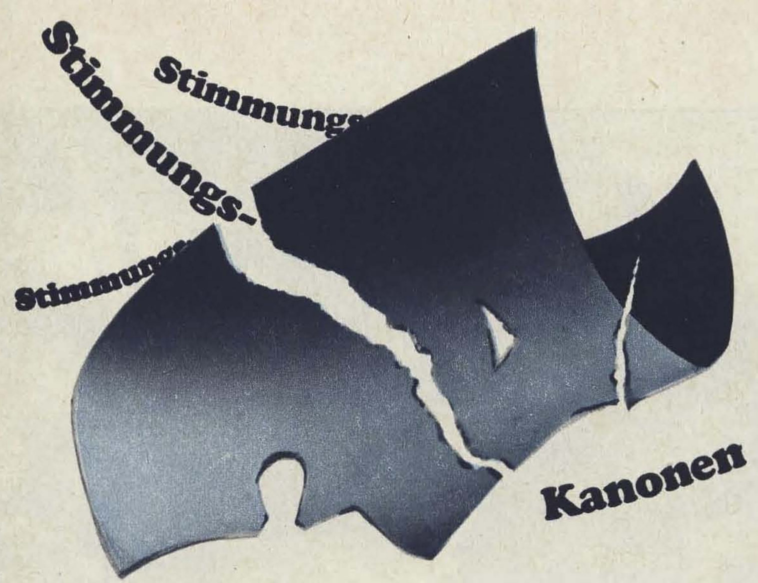
Na, da haben wir's. Es ist nämlich zum Beispiel „völlig unlogisch", angesichts der Entspannung „von den DDR-Soldaten unmenschliche Anstrengungen" in der Gefechtsausbildung zu verlangen. Jedenfalls wurde das vom sogenannten Deutschlandfunk und vom „Sender Freies Berlin" so behauptet. Und der „Rundfunk im amerikanischen Sektor" Westberlins, abgekürzt schlicht RIAS genannt, fand ein anderes Mal, die Erziehung zu bewußter Disziplin in unserer Armee sei nichts weiter als eine „sittlich-moralische Entmündigung der Soldaten".

Das Kuriose daran allerdings ist, daß dann beispielsweise in der BRD-Zeitung „Frankfurter Rundschau" von der „Notwendigkeit" zu lesen war, in der Bundeswehr „das Prinzip von Befehl und Gehorsam zu erhalten". Und die Militär-Presse der BRD berichtete zur selben Zeit unter anderem, die Soldaten dort können, auch nach Helsinki, ihren Dienst beileibe nicht „als Erholungsurlaub" verbringen. Schon die Grundausbildung bedeute für sie „einen vollen Dienstplan, lange Märsche, harte Geländeausbildung, teilweise mit total durchnäßten Klamotten".

Nur ein Beispiel noch: Man stellt zwar, ohne mit der Wimper zu zucken, zur Anschaffung einer „neuen Waffengeneration" für die Bundeswehr zunächst erst einmal 50 Milliarden DM bereit. Aber gleichzeitig empfiehlt man per Ätherwellen uns, in der DDR „die Notwendigkeit der Militärausgaben in Zweifel" zu ziehen. Und da soll man nun nicht wenigstens ein bißchen stutzig werden?

Es war Anfang 1953. An der Universität Tübingen in der BRD hielt ein Dr. Hans Speidel eine Vorlesung. Speidel war Generalleutnant der faschistischen Wehrmacht gewesen und hatte Hitler unter anderem als rücksichtsloser Vollstrecker der Taktik der „verbrannten Erde" in der Sowjetunion

gedient. Zu Beginn der fünfziger Jahre war er nun militärischer Berater des BRD-Kanzlers Adenauer und brachte es später als Bundeswehr-General bis zum Befehlshaber der NATO-Landstreitkräfte in Zentraleuropa. „Frieden", so erklärte er damals acht Jahre nach Beendigung des zweiten Weltkrieges in seiner Lektion, „ist oft Fortsetzung des Krieges mit anderen Mitteln, Vorbereitung auf einen sich abzeichnenden neuen Konflikt, Subversion des Gegners, ideologischer Kampf."
Heutige Militärexperten der BRD, so der faschistische Generalstäbler und Bundeswehr-Oberst der Reserve Adelbert Weinstein, betrachten die psychologische Kriegführung gar als „wichtigstes Element moderner Strategie".
So wurde dann auch an der „geistigen Ostfront" der NATO beizeiten eine Vielzahl von „Langrohrgeschützen" aufgefahren, wie einst Hitlers Propagandaminister Goebbels die faschistischen Kurzwellensender bezeichnet hatte. Heute strahlen allein in die DDR insgesamt über 4900 Sendeanlagen für Hör- und Fernsehfunk monatlich mehr als 300000 Sendeminuten ein. Die imperialistischen Rundfunk- und Fernsehsender stehen entlang der Grenze zur DDR doppelt so dicht wie im übrigen Gebiet der BRD. „Kein anderer Staat des Warschauer Paktes ist", wie am 7. Februar 1979 der RIAS feststellte, „so stark der Einwirkung westlicher Ideen und Ideologien ausgesetzt wie das östliche Deutschland."
Zu den Bedienungen der Waffen an der „vierten Front" – so wird dort die psychologische Kriegführung umschrieben – gehören Leute wie Wolfram von Raven, der eigentlich Friedrich Wilhelm Hoeffer von Löwenfeld heißt. In der faschistischen Wehrmacht war er Oberstleutnant, und später leitete er eine Filiale des BRD-Geheimdienstes, die sich speziell um die „Betreuung" von Journalisten kümmerte. Er machte sich ferner einen Namen als Herausgeber militärpolitischer Schriften von Franz Josef Strauß, der als Bundeswehr-Minister nur den „Fall Rot" kannte und unter anderem 1958 gefordert hatte: „Auf dem Gebiet des psychologischen Krieges gilt es, die Traditionen der Wehrmacht weiterzuführen."
Aber auch solche Experten wie Wilhelm Fricke, Rudolf Mühlfenzl, Dieter Kronzucker und nicht zuletzt der charmante Herr Löwenthal vom ZDF-Magazin haben so ihre Beziehungen zum Bundesnachrichtendienst. Und der hat ja nun nicht nur die Aufgabe, Informationen aus dem Ausland zu beschaffen, „die für die Bundesregierung wichtig sind und ihr eine Entscheidungshilfe geben". 1971 hieß es in der BRD auch, daß der BND „alle erforderlichen Maßnahmen zur sofortigen Durchführung von Sabotage und Aktionen der psychologischen Kampfführung getroffen" habe.
Der Dritte in diesem Bunde sind schließlich die BRD-Streitkräfte mit ihren Spezialeinheiten für psychologische Kriegführung (PSK). Über ihre Aufgaben ist in einem in der BRD erschienenen militärischen Handbuch zu lesen, daß sie „durch psychologische Operationen" auf „Einstellung und Verhalten des Feindes und der unter seiner Kontrolle stehenden Bevölkerung" einzuwirken haben. PSK-Offiziere sind deshalb auch an der Zusammenstellung spezieller Rundfunk- und Fernsehprogramme beteiligt. Andererseits erhalten Rundfunkjournalisten im PSK-Senderbataillon 1 in der Krahnenberg-Kaserne in Andernach ihre Reservistenausbildung. So auch ein Gerhard Alzen als Gestalter von Jugendsendungen beim Deutschlandfunk.
Dieser BRD-Sender bezeichnete sich übrigens einmal selbst als ein „notwendigerweise entschieden antikommunistischer Funk" im „ideologischen Ätherkrieg". Und, wenn er also „mit Abstand die meisten Beiträge zu Angelegenheiten der DDR bringt, dann ist das kein Zufall, sondern Absicht". Sie besteht – ebenfalls nach eigener Aussage – letzten Endes darin, daß der „Lebensraum der deutschen Nation . . . auch wieder zur staatspolitischen Wirklichkeit wird". (Ist es nicht auch eine Losung der neonazistischen NPD, daß Deutschland größer sei als die Bundesrepublik?) Offensichtlich besteht da ein gewisser Zusammenhang zwischen der Absicht des DLF und der Tatsache, daß über zwei Drittel der Sendungen, die in der BRD gegen die Militärpolitik der SED und unsere Streitkräfte gemacht werden, ausgerechnet dieser Sender ausstrahlt.
Allerdings ist man nicht nur beim Deutschlandfunk der Ansicht, daß „politische Sendungen", wie 1970 einmal der „Ost-West-Kurier" schrieb, „allenfalls ein Hautjucken" erzeugen. „Welche Klischees, welche Assoziationen, welche Vorstellungen von der Gesellschaft, in der man lebt oder in der man leben sollte, durch Unterhaltungssendungen herbeigerufen werden, läßt sich mit den Wirkungen, die ein politisches Magazin oder ein Kommentar ergibt, überhaupt nicht vergleichen." Deshalb auch besteht der größte Teil der Sendezeit aus „unpolitischer" Musik. Doch so harmlos sind die Klänge und Rhythmen nun auch wieder nicht. Denn nur die wenigsten der Schlager, die jährlich in der BRD auch auf Platte produziert werden, gehen über die Sender. Nicht jede Musik scheint ihnen nämlich geeignet, sich „in einem kommunistischen Gehirn" festzusetzen und dort „andere Bewußtseinsinhalte auszuwischen".
Zu diesem Zweck beschäftigen sich – ähnlich wie es bei den Nervengiften LSD und BZ getan wurde – namhafte Wissenschaftler und ganze Forschungsinstitute damit, an ausgewählten Versuchspersonen durch die Messung der Hirnströme und psychologische Untersuchungen die Wirkung bebestimmter Musik auf das menschliche Denken und Verhalten zu testen. Ebenso werden auch die Reaktionen beim Hören gewisser Formulierungen und Worte untersucht – beispielsweise eben auch solcher wie „völlig unlogisch", „unmenschliche Anstrengungen", „sittlich-moralische Entmündigung des Soldaten". Auf dieser Grundlage werden dann regelrechte Rezepturen für einen „kalkulierten Appell an das Unterbewußtsein" zusammengestellt.
Doch ob nun Wort oder Musik – „es geht darum, bei Lesern oder Zuhörern erst Zweifel, dann Wut und schließlich Haß zu erwecken,



der dann mithilft, den Gegner zu erledigen – ihn abzuservieren oder auch mit Gewalt zu vernichten". So schrieb unter der Überschrift „Der Krieg auf leisen Sohlen" am 21. Dezember 1978 in der BRD-Zeitung „Bayernkurier" ein gewisser Horst Günter Tomein. Und als Reserveoffizier der Bundeswehr wird er's schon wissen.

Nun sind zwar nach Artikel 26 des Bonner Grundgesetzes solche „Handlungen, die geeignet sind und in der Absicht vorgenommen werden, das friedliche Zusammenleben der Völker zu stören ... verfassungswidrig" und „unter Strafe zu stellen". Doch das Karlsruher Verfassungsgericht hat nach dem Grundlagenvertrag zwischen der DDR und der BRD ausdrücklich entschieden: „Was Fernsehen und Rundfunk angeht, ... ist klarzustellen, ... daß insbesondere der Vertrag keine Rechtsgrundlage dafür abgibt, durch entsprechende gesetzliche oder verwaltungsmäßige Maßnahmen Sendungen, die der Deutschen Demokratischen Republik unerwünscht sind, zu unterbinden."

Also feuert die „vierte Front" weiter, aus allen Rohren. Mit ausgewählter Musik und einer „Vielfalt von sachlichen Informationssendungen durch Rundfunk und Fernsehen in die ‚DDR' hinein". Womit die entsprechende Stimmung erzeugt werden soll, um uns schließlich einmal „abzuservieren oder auch mit Gewalt zu vernichten". Dabei ist ihnen jedes Mittel recht:

Die scheinheilige Frage im sogenannten Zweiten Deutschen Fernsehen am 12. Juli 1979, wie es denn möglich sei, daß die deutsche Nation nach ihrer Niederlage im zweiten Weltkrieg „nicht etwa keine, sondern wie selbstverständlich zwei schlagkräftige Armeen mit noch perfekteren Vernichtungswaffen hat". (Als ob die ganze deutsche Nation und nicht die Klasse des deutschen Imperialismus diesen Weltkrieg angezettelt und verloren hat! Und als ob eine sozialistische Armee genauso kriegslüstern wäre wie eine imperialistische!)

Eine andere Methode praktizierte zum Beispiel der Deutschlandfunk am 6. August 1979 mit der Unterstellung, daß die Sowjetunion und ihre Verbündeten „mehr Militärtechnik und Personal zusammengebracht haben, als für Verteidigungszwecke notwendig ist". (Als ob ausgerechnet der deutsche Imperialismus, der beide Weltkriege anstiftete und nun schon wieder bis an die Zähne bewaffnet ist, zu entscheiden berechtigt wäre, was wir für unseren Schutz gegen seine neuerlichen Aggressionsabsichten brauchen!)

Am 1. September 1979 behauptete derselbe Sender: „Die Angst der Generation, die Leid auslöste und dann selbst ertragen mußte vor fünfunddreißig bis vierzig Jahren, wirkt in der alten Welt zumindest noch eine Weile friedenserhaltend." (Als ob es eine Generation und nicht die heute in der BRD herrschende Klasse gewesen wäre, die das Leid auslöste! Als ob unter den Verhältnissen in der BRD nicht der größte Teil eben dieser Generation daran gehindert worden ist, die richtigen Schlußfolgerungen aus der Geschichte zu ziehen, und als ob sie nicht stattdessen vielmehr zum Keimträger neonazistischen Gedankenguts gemacht wurde!)

Schließlich reichen ihre Mittel bis hin zu der unverschämten Lüge, am zweiten Weltkrieg hätte die Sowjetunion mindestens ebensoviel Schuld wie Hitler. Irgendwie hofft man wohl, etwas von all dem werde schon hängenbleiben, wenigstens „erst Zweifel erwecken".

Während also der Generalinspekteur der BRD-Streitkräfte befriedigt feststellen kann, „daß die Grundeinstellung unserer jungen Wehrpflichtigen zu unserem Staat und damit auch zur Bundeswehr positiver ist also vor zehn oder zwanzig Jahren", da möchte nicht nur der DLF, wie es in einer seiner Sendungen hieß, die wehrpflichtige Jugend der DDR zur „Aufmüpfigkeit, die bis zum Gesetzesbruch reicht", aufstacheln.

Es stimmt schon, was die Schweizer Zeitung „Der Bund" am 19. April 1979 schrieb. Nämlich, daß Rundfunk und Fernsehen der BRD, „die jeden Tag stundenlang in die DDR hineinstrahlen, subversiv in der eigentlichen Wortbedeutung" arbeiten. Und es stimmt auch, was im März 1913 im damals noch zaristischen Rußland geschrieben wurde, und zwar von Lenin: „Die Menschen waren in der Politik stets die einfältigen Opfer von Betrug und Selbstbetrug, und sie werden es immer sein, solange sie nicht lernen, hinter allen möglichen moralischen, religiösen, politischen und sozialen Phrasen, Erklärungen und Versprechungen die Interessen dieser oder jener Klasse zu suchen."

Und welche Interessen hat die herrschende Klasse der BRD schon? Es stand diesmal im „Bayernkurier" – „... den Gegner zu erledigen – ihn abzuservieren oder auch mit Gewalt zu vernichten."

Hauptmann K.-H. Melzer
Fotografik: Sepp Zeisz

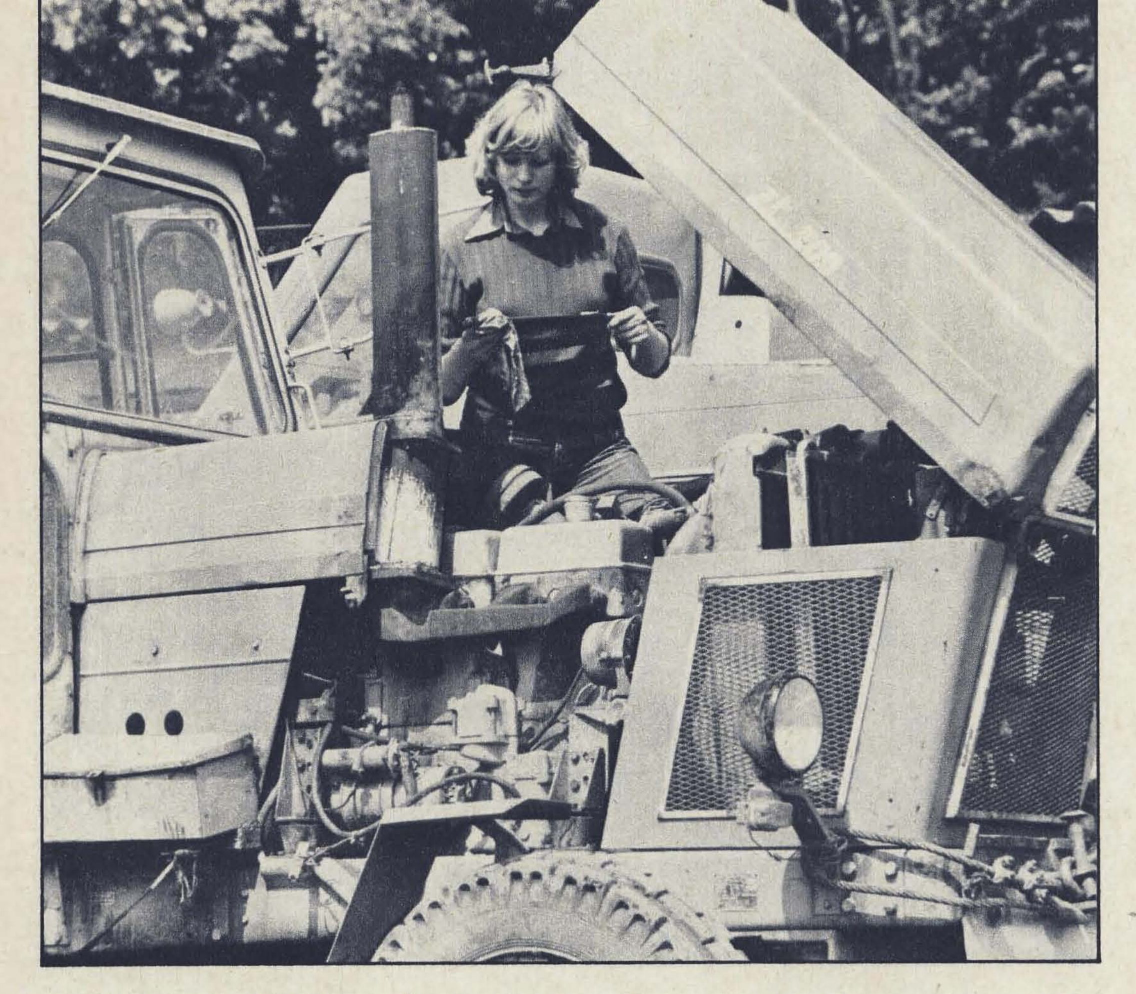
Eine vom Lande

„Laß mal, ich hab doch auch Arbeitssachen an", wehrt Angelika ab, als der Brigadier ihr die Dreckarbeit abnehmen will – die Antriebskette von der Grundmaschine zum Schneidwerk muß gespannt werden. Ruck-zuck geht das bei ihr, jeder Handgriff sitzt. Die Männer haben sich derweil eine angesteckt; der Rauch steigt hinauf in den Mecklenburger Himmel. Fertig, Angelika wischt sich die Hände an einem ölverschmierten Lappen ab, rückt das Kopftuch gerade und schwingt sich auf den E 512. Sie läßt den Motor an, das Schneidwerk dreht sich. Mit Getöse setzt sich der Mähdrescher in Bewegung. Angelika gibt Gas, und 'rein geht es in den reifen Rapsschlag. Probedrusch. Noch zu feucht, meint der Brigadier, drei, vier Tage wird es noch brauchen, bis dieser Schlag fällig ist. Schnurgerade zieht Angelika mit dem blauen Ungetüm ihre Bahn, selbstbewußt und sicher da oben auf dem Fahrersitz, vor sich ein riesiges Feld, unter sich 105 PS, wie das mal früher hieß. Es ist ein durchschnittlicher 79er Junitag, also kühl. Aber es gibt auch Erntetage, an denen stundenlang achtunddreißig Grad aufs Plastdach des Mähdreschers knallen. Da malt der herabrinnende Schweiß helle Spuren in die staubbedeckten Gesichter und brennt in den Augen. Aber gerade dann macht es Spaß, sagt Angelika.

•

Angelika Schulz, 24 Jahre alt, groß, blond, helle Augen, hübsches Lächeln, Nichtraucherin. Interessen: mannigfaltig, zum Beispiel Kochen. Für ihren Mann Heinrich. Er ist Maurer, hat drei Jahre bei den Raketentruppen gedient. Angelika gefiel er schon lange. Eines Tages, als ihr Trecker im Dreck steckenblieb, mußte ein starker Mann her.





Heinrich kam ... Ihre Hochzeitsreise haben sie zum Seddinsee gemacht, zelten. Angelika wird ein bißchen rot, als sie uns die Geschichte ihrer Liebe erzählt. Wir sitzen in ihrem gemütlichen Zimmer im Internat der Betriebsberufsschule „Reinhold Pretzsch". Hier ist im doppelten Sinne Angelikas Zuhause. In dieser nagelneuen Ausbildungsstätte des VEG Strasburg arbeitet sie als Lehrausbilderin, hier war sie FDJ-Sekretär, hier gehört sie zur SED-Parteileitung, und hier gehört sie überhaupt hin. Sagt sie heute. Eigentlich wollte sie ja Köchin werden; sie ißt doch so gern. Sie waren zu Hause sieben Geschwister. Da wäre auch die Mutter froh gewesen, hätte die Älteste einen so nahrhaften Beruf erlernt. Mit der Landwirtschaft hatte Angelika sowieso nichts im Sinn. Sie sah das Leben ihrer Eltern; Honiglecken war es nicht. „Vater und Mutter waren nie zusammen im Urlaub. Wir Kinder, Haus und Hof, die viele Arbeit in der LPG ... Für mich war klar: Mich kriegen keine zehn Pferde in die Landwirtschaft", erzählt sie. Nur – Köchinnen-Lehrstellen waren rar. Und so begann sie halt, wenn auch nicht gerade jubelnd, ihre Lehrzeit als Agrotechniker. Zwei Jahre lang lernte sie, mit Traktoren und Erntemaschinen umzugehen, erwarb Fahrerlaubnis und Mähdrescherberechtigung und war dann sechs Jahre lang auf dem Acker; zuerst mit dem alten E 175, später mit den neuen „Ernteschiff" E 512.

Oft genug ist sie eingesprungen, wenn Kartoffeln auszufahren waren. Rauf auf den Traktor, den Hänger voller Knollen hintendran, und ab ging's. Auch der Armee stattete sie derartige Besuche ab. „Die Soldaten hingen buchstäblich aus allen Fenstern, wenn ich angetuckert kam", erinnert sie sich. Das war alles noch in ihrer Lehrlingszeit, zu der auch Pflügen, Rüben verziehen und Steine sammeln gehörten und wo es sechzig Mark Lehrlingsgeld gab.

Auf ihrem Facharbeiterzeugnis glänzen in den praktischen Fächern alles Einsen, in der Theorie wurden es „nur" Zweien. „Da haben welche gesagt: ‚Du scheinst ja 'n büschen helle zu sein, du gehst zum Studium!' Menschenskind, dachte ich, Russisch! Aber ich hab mir dann doch ein Herz gefaßt und die drei Jahre an der Fachschule für Ingenieurpädagogen auch ganz gut herumgekriegt. Und nun bin ich hier."

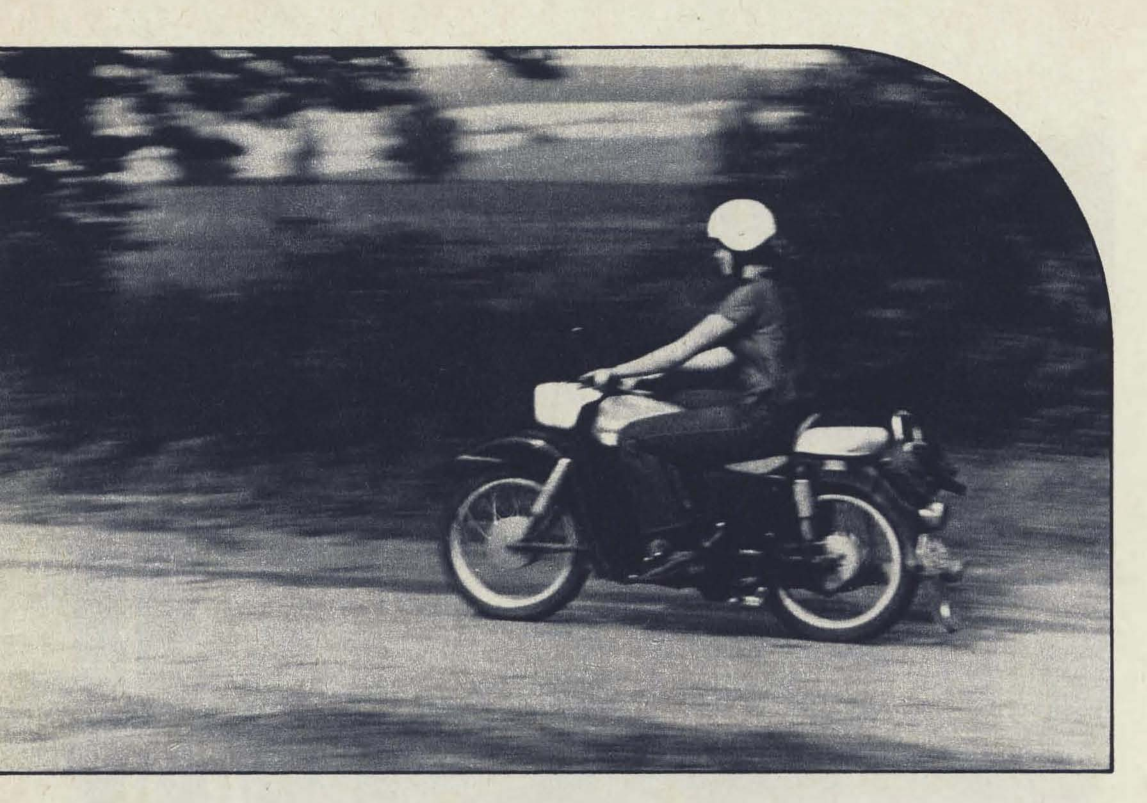
●

Angelika hat eine glückliche Hand im Umgang mit jungen Leuten. Man spürt es, wenn sie mit Lehr-



lingen spricht, und es ist dies auch die Ansicht von Angelikas Genossen und Kollegen. Selbst noch jung, wird sie respektiert, wird ihr Achtung entgegengebracht und viel Sympathie. „Angelika, die hat was auf dem Kasten, und sie ist ein ganzer Kerl. Na ja, und ein hübsches Mädel ist sie außerdem'', sagt uns einer ihrer Lehrlinge, der noch keine siebzehn ist. Der hat eben Augen im Kopf! Ein anderer schwärmt auch ein bißchen: „Sie war ein richtiger FDJ-Sekretär! Wir sind immerhin 350 Jugendfreunde, da muß man sich schon was einfallen lassen. Daß Angelika sogar mit uns Fußball gespielt hat, ist dabei bestimmt nicht die Hauptsache. Klasse war's trotzdem. Bei uns ist jetzt jede Woche Disko im Klub, eine ganze Latte Zirkel ist entstanden, auch ein Philosophenklub. Die Prüfungen für's Abzeichen ,Für gutes Wissen' haben bei ihr Spaß gemacht. Theaterabende in Neustrelitz werden für uns organisiert. Wir FDJler halten die Grünanlagen um unsere Schule in Ordnung und auch die Gedenkstätte für die Opfer des Faschismus. Machen wir gern. Viele Sportmöglichkeiten haben wir hier – und einen tollen Fasching gab es bei uns; Angelika ist als Zigeunerin gekommen.'' Ein Mädchen geht mit uns etwas abseits und erzählt: „Ich hatte den ersten großen Kummer mit meinem Freund, und ich wußte nicht, mit wem ich drüber reden sollte. Da bin ich zu Angelika gegangen. Sie hatte Zeit für mich, und sie hat mich auch nicht ausgelacht. Angelika müßte meine Freundin sein. . .''

Als wir Angelika wissen lassen, was so über sie geredet wird, lacht sie ein bißchen verlegen. „Es stimmt, ich komme mit den Lehrlingen gut aus. Das sind doch auch ganz aufgeweckte Jungen und Mädchen. Wer zu uns will, muß ein gutes Zeugnis der zehnten Klasse haben. Viele von den Neuen bringen nur Einsen und wollen bei uns Agrotechniker-Mechanisator oder Zootechniker-Mechanisator werden. Übrigens: Sogar Berliner kommen zu uns nach Mecklenburg. Sie sehen ihre Chance in der sozialistischen Landwirtschaft. Und ich merke es ja an mir: Wer wirklich was werden will, der schafft das hier. Ist doch herrlich: Neue Technik, viele Tiere, eine abwechslungsreiche Arbeit, immer an der frischen Luft, und vor allem – man sieht, was man gemacht hat. Allerdings, zimperlich sein darf man nicht.'' Ihr wird das gewiß keiner nachsagen; sie kann zupacken. Ist sie auch eine strenge Lehrmeisterin? „Das denke ich nicht. Aber ich achte darauf, daß keiner zurückbleibt, daß alle was



lernen. Dafür haben wir Lernaktivs gebildet, das bewährt sich ganz gut. Ich zeige den Jungen und Mädchen viel, all die Kniffe und Tricks, die ich mir auf dem Acker angeeignet habe. Ich kenne die Schwadmäher, Feldhäcksler, Mähdrescher und Zugmaschinen in- und auswendig. Da kann man dem Nachwuchs schon allerhand beibringen. Und das größte Lob für mich ist, wenn die Facharbeiter draußen auf den Schlägen sagen: ‚Angelika, deine Lehrlinge sind in Ordnung.' Natürlich gibt es auch mal Schwierigkeiten; jeder, der mit jungen Menschen arbeitet, weiß das. Da nehmen wir uns auch mal den einen oder anderen vor die FDJ-Leitung und reden ein offenes Wort. Besonders während der Erntezeit, wenn die Lehrlinge in alle vier Winde verstreut sind, ist die FDJ-Arbeit nicht leicht. Keine Minute ungenutzt zu lassen, um die Ernte zu bergen, und die Technik stets einsatzbereit zu halten, das sind Forderungen, die ja erst einmal durch die Köpfe gehen müssen. Aber was rede ich – das ist ja bei den Soldaten kein bißchen anders, denke ich mir."

•

Abends bummeln wir an den Feldern vorbei Richtung Voigtsdorf. Angelika will uns das schmucke Haus ihrer Eltern zeigen, den neuen Anbau, den frischen Putz. Hier ist sie aufgewachsen, hat ihre Kindheit verbracht, ohne eigenes Kofferradio, ohne eigenes Fahrrad. Heute fährt sie eine 125er ES. Man sieht sie oft die holprige Landstraße entlangsausen – unterwegs zu ihrem Mann, mit dem sie gerade ein dreiviertel Jahr verheiratet ist. Sie haben noch keine gemeinsame Wohnung. Angelika hat es zwar gut im Internat, hübsches Zimmer, komplett eingerichtet, Küche, Bad, alles da; ihr Mann wohnt noch bei seiner Mutter, aber ist das das Wahre? Doch sie haben Pläne, die keine Luftschlösser sind. Beide haben Berufe, die ihnen gefallen, und, dies mal am Rande, wo auch das Geld stimmt. Sie wollen sich ein Häuschen bauen. Die LPG, bei der Heinrich arbeitet, würde sie unterstützen. Mal sehen, meint sie.

Zwei Kinder wollen sie haben, mindestens. Sie wollen beide nicht weg vom Lande, von der Landwirtschaft. „Wir haben es hier genauso gut wie ihr in der Stadt, bloß besser", sagt Angelika mit einem Augenzwinkern.

Es ist eine uralte Weisheit: Jeder ist seines Glückes Schmied. Es kommt immer darauf an, was man aus den großen Möglichkeiten macht, die unser Leben bietet. Angelika, junge Genossin, junge Ehefrau, junge Lehrmeisterin, die sich vor keiner Arbeit scheut, die oft mitten im größten Dreck steckt, die sich aber mit einem hübschen Kleid und einem bißchen Make-up im Handumdrehen in eine höchst ansehenswerte junge Dame verwandeln kann – dieses sympathische Mädel hat ihre Chance beim Schopfe gepackt.

Beim Abschied frage ich sie: „Sag mal, du bist doch vom Fach, kannst du mir den Begriff ‚Landei' erklären?" „Landei? Nö, was is'n das?"

Text: Karin Jaeger
Fotos: Manfred Uhlenhut



Inge Platzer
Alarm, Siebdruck

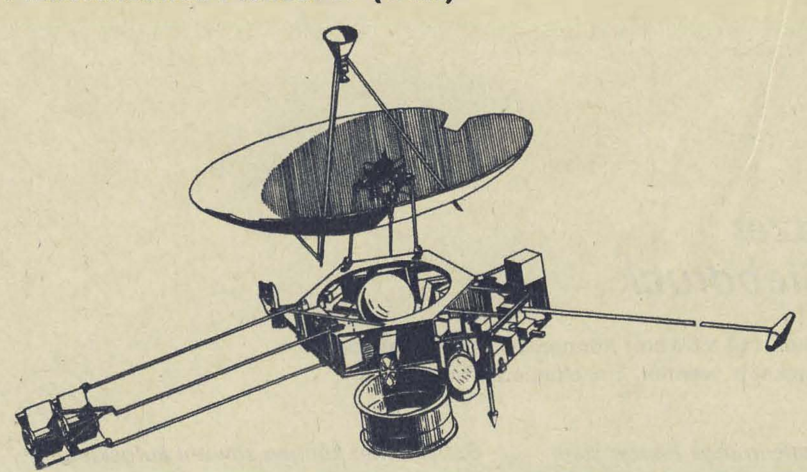
150 Originalgrafiken (42 × 60 cm) können bei der Redaktion per Nachnahme gekauft werden. Einzelpreis 25 Mark

Die Berliner Künstlerin Inge Platzer stellt sich in diesem Heft mit ihrer zweiten Grafik vor, die speziell für die AR-Bildkunst und zum Verkauf an Interessierte geschaffen wurde (siehe auch AR 6/1979).
Die Künstlerin läßt den Betrachter in ein Zimmer blicken, das im ersten Moment an ein Stilleben erinnert. Man sieht von oben auf einen Tisch, auf dem einige Dinge liegen. Ein Stuhl ist an den Rand gelehnt, jedoch sind keine Menschen im Raum. Durch das geöffnete Fenster kann man laufende Soldaten sehen. Es ist eine Situation unmittelbar nach der Auslösung des Alarms. Die Soldaten wurden aus ihrer Freizeit gerissen, mußten alles stehen und liegen lassen und gefechtsbereit sein. Zurück blieben der angebissene Apfel, die nicht ausgetrunkene Limonadenflasche, die umgefallenen Schachfiguren, die heftig zurückgestoßenen Stühle. Das Nachkommando wird einiges zu tun haben. Dennoch erscheint nichts chaotisch in dem Bild. Es ist klar aufgebaut, und die friedliche Ruhe, die über der Freizeitbeschäftigung gelegen hatte, blieb erhalten. Auch in dem schnellen Lauf der Soldaten, die sich draußen zu einem Marschblock formieren, liegen Ordnung und Überlegung.
Inge Patzer wählte für dieses Blatt eine Durchdrucktechnik, die ganz spezifische Gestaltungselemente erfordert. Ein Rahmen wird mit einem feinmaschigen Gewebe (Seide, Dederon, Metallgaze o. ä.) bespannt, auf den die nichtdruckenden Stellen durch Abdecken mit Schablone farbundurchlässig gemacht werden. Als Schablonen können sowohl aufgeklebte Papier- oder Folienformen dienen, als auch wasserlöslicher Leim, der an den entsprechenden Stellen ausgewaschen wird. Das zu bedruckende Material, bei Inge Platzers Grafik ist es Papier, wird unter das Sieb gelegt und die Farbe mit einer Rakel an den nichtabgedeckten Stellen des Gewebes durchgedrückt. Bei unserem Blatt wurde durch mehrere Siebe nacheinandergedruckt, um eine Farbgrafik zu erhalten. Im Original erscheinen die Farben besonders satt und kräftig, der Farbauftrag liegt etwas erhöht auf dem Papier und ist flächig. Aus diesem Grunde zwingt der Siebdruck zu großen Farbflächen oder -linien, denn kleinteilige Einzelformen verlieren an Wirkung.
Der Siebdruck, der bereits im alten China und Japan zum Bedrucken von Stoffen genutzt wurde, fand in Europa erst im 19. Jahrhundert Verbreitung, auch hier zuerst in der Textilindustrie. Heute wird diese Technik breit genutzt, vor allem in der Werbung und Gebrauchsgrafik. Ohne großen Aufwand kann man gute Drucke produzieren. Im Kunsthandel werden schon verschiedene solcher preiswerten Poster angeboten. Erfreulich, daß nun auch für die Leser der Armee-Rundschau ein Siebdruck entstanden ist, auf dem ein wichtiges Moment des Soldatseins künstlerisch überzeugend dargestellt wurde und der in interessanter Weise die Original-Bildkunstsammlung bereichert.

Dr. Sabine Längert

AR 1/80 TYPENBLATT RAUMFLUGKÖRPER

Planetensonde Pioneer 11 (USA)



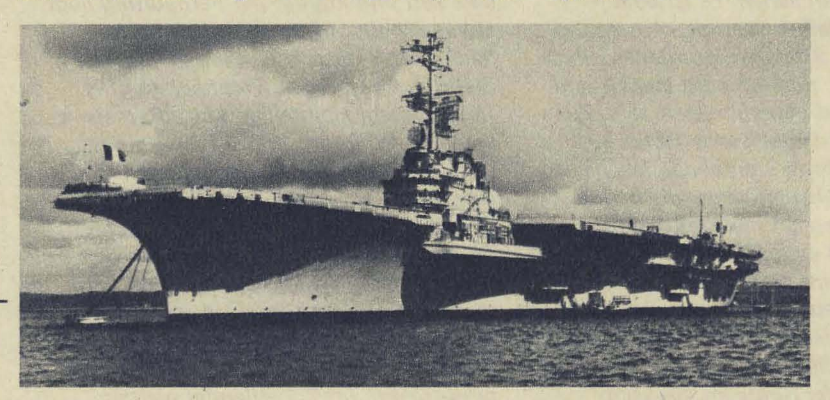
Technische Daten:

max. Körperhöhe	2,9 m
Durchmesser der Parabolantenne	2,7 m
Umlaufmasse	270 kg
wissenschaftliche Instrumente	30 kg
Flugbahn:	führt über Jupiter und Saturn aus dem Planetensystem hinaus

Die Raumsonde Pioneer 11 wurde am 6. April 1973 in Cape Canaveral gestartet. Ziel des Unternehmens war die Erforschung des interplanetaren Raumes sowie der Planeten Jupiter und Saturn einschließlich deren Monde und Ringe. Pioneer 11 passierte den Jupiter am 3. 12. 1974 in 42750 km Abstand und den Saturn am 2. 9. 1979 in 21000 km Entfernung. Bei beiden Passagen wurden zahlreiche Farbfotos zur Erde übermittelt.

AR 1/80 TYPENBLATT KRIEGSSCHIFFE

Mehrzweck-Angriffs-Flugzeugträger Typ „Clemenceau" (Frankreich)



Taktisch-technische Daten:

Typverdrängung	22000 ts
Höchstverdrängung	32780 ts
Länge	256 m
Breite	41,2 m
Tiefgang	8 m
Maschinenleistung	91980 kW (126000 PS)
Geschwindigkeit	32 kn
Fahrbereich	7500 sm bei 18 kn
Bewaffnung	20 Flugzeuge, 10 Hubschrauber; 8 × 100-mm-Geschütze
Besatzung	2239 Mann

Die „Clemenceau" lief im Dezember 1957 vom Stapel. Das Schwesterschiff „Foch" folgte im Juli 1960. Beide Schiffe wurden auf französischen Werften gebaut. Sie sind mit einem Winkeldeck 8°, zwei Dampfkatapulten und zwei Aufzügen ausgerüstet. Die Träger besitzen einen Hangar von 150 × 24 × 7 m. Die Kommandobrücke befindet sich auf der Steuerbordseite. Ein Pfahlmast trägt den größten Teil der umfangreichen elektronischen Ausrüstung. Charakteristisches Erkennungsmerkmal ist das 3-D-Luftraumüberwachungs-Funkmeßgerät, das sich in einem kugelförmigen Aufbau hinter dem Schornstein befindet. Beide Träger wurden inzwischen modernisiert.

Jagdflugzeug Su-9 B (UdSSR)



Taktisch-technische Daten:

Spannweite	9,40 m
Länge	17,30 m
Höhe	5,00 m
Flügelfläche	25,00 m²
Startmasse max.	13500 kg
Höchstgeschwindigkeit	2340 km/h
Steiggeschwindigkeit	195 m/min
Gipfelhöhe	28000 m
Triebwerk	1 TL TRD-31, 98 kN (10000 kp) Schub
Besatzung	1 Mann

Die Su-9 B wurde Mitte der fünfziger Jahre im Konstruktionsbüro P. O. Suchoi entwickelt; sie wurde auf der Luftparade des Jahres 1956 in Moskau-Tuschino öffentlich vorgeführt. Die robuste Maschine wird als Abfang-Jagdflugzeug eingesetzt und trägt Raketenbewaffnung. In ihrer äußeren Form ähnelt sie bis auf den Deltaflügel dem Erdkampfflugzeug Su-7 B des gleichen Konstrukteurs. Unter der Bezeichnung T-431 flog die Su-9 B unter dem Testpiloten S. Iljuschin im Juli 1959 mit 28852 m einen Höhenweltrekord, und im September 1962 erreichte Koslow über einer geschlossenen 500-km-Strecke 1337 km/h Durchschnittsgeschwindigkeit. Inzwischen wird die Su-9 B durch modernere Muster wie die Su-15 ersetzt.

Geländegängiger LKW M 561 Gama Goat (USA)



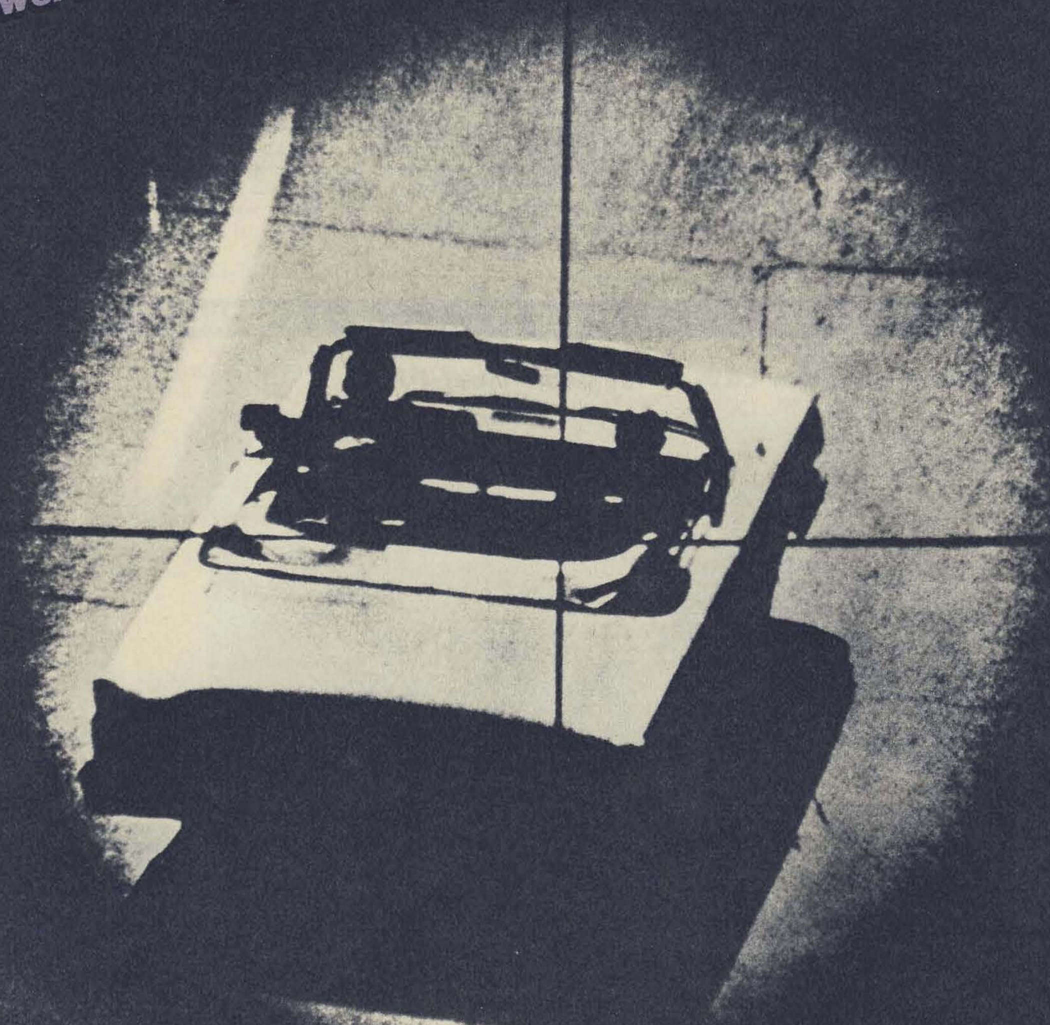
Taktisch-technische Daten:

Eigenmasse	3,32 Mp
Nutzmasse	1,32 Mp
Gefechtsmasse	4,64 Mp
Länge	5750 mm
Breite	2120 mm
Höhe	2070 mm
Bodenfreiheit	380 mm
Höchstgeschwindigkeit	
– Straße	94 km/h
– Wasser	4 km/h
Fahrbereich	830 km
Tankinhalt	150 l
Steigfähigkeit	60%
Motor	3-Zyl.-2-Takt-Dieselmotor; Leistung 73,5 kW (100 PS)

Der allradgetriebene M 561 wurde 1969 in den USA-Streitkräften für den Mannschafts- und Materialtransport oder mit entsprechenden Aufbauten als Sankra und Nachrichtenfahrzeug eingeführt. Zugmaschine und Anhänger (1 Achse) sind gelenkig miteinander verbunden. Auf dem Wasser erfolgt der Antrieb mit den Rädern. Er kann auch als Trägerfahrzeug für Waffensysteme eingesetzt werden (rückstoßfreies Geschütz, PALR-TOW, Granatwerfer).

Die ehrenwerten Männer aus der Unterwelt

Wer war der zweite Mörder John F. Kennedys?



Der 22. November 1963 war der 1036. und zugleich letzte Tag der Amtszeit von John F. Kennedy. Um 11.40 Uhr war die „US Force – 1", die Dienstmaschine des USA-Präsidenten, auf dem Love Field am Rande von Dallas gelandet. Nach kurzem Begrüßungszeremoniell rollte die Wagenkolonne ins Zentrum der texanischen Zweimillionenstadt. Die Zeiger der Uhren zeigten auf 12.43 Uhr, als die tödlichen Schüsse über die Dealy Plaza peitschten. 51 Minuten später verstarb John F. Kennedy. Zum vierten Male war damit ein Präsident der USA ermordet worden.
Kein anderer Mordfall der US-amerikanischen Kriminalgeschichte wurde jemals so umgehend untersucht. Auf diese Feststellung jedenfalls legten die zuständigen Behörden allergrößten Wert.
Lyndon B. Johnson, Kennedys Nachfolger, setzte eine Sonderkommission ein und beauftragte Earl Warren, den Obersten Richter der USA, mit der Leitung. Aufgabe sei es, die „ganze Wahrheit" über die Vorgänge in Dallas zu erkunden. Diese Warren-Kommission arbeitete zehn Monate lang, verhörte 552 Zeugen, sammelte 3154 „Beweisstücke" und beschäftigte schließlich 44 Schreibkräfte, um einen Abschlußbericht von 30000 Seiten zu tippen. Dieser Report füllte 27 dicke Bände. Auf 888 Seiten wurden die Ergebnisse zusammengefaßt.
Die Quintessenz läßt sich aber mit nur wenigen Worten ausdrücken: Der Einzeltäter Lee Harvey Oswald sei der Mörder von Präsident Kennedy. Aus einem Versteck im 6. Stockwerk eines Schulbuchverlages habe er drei Schüsse abgefeuert, genau drei Schüsse!
Wer etwas anderes gehört haben wollte, mußte sich eben verzählt haben.
Zwei Tage später wurde Oswald von dem Barbesitzer Jack Ruby erschossen; Millionen Fernsehzuschauer hatten diesen Mord im Polizeigefängnis von Dallas „live" auf der Bildröhre verfolgen können.
Zwischen Oswald und Ruby, so verkündete der Warren-Report weiter, habe keine Verbindung bestanden. Auch Ruby sei ein Einzeltäter. Sie hätten keine Hintermänner gehabt. Eine Verschwörung habe es nicht gegeben.
Dieses Resümee war aber nun weder die ganze und noch nicht einmal die halbe Wahrheit. Aufmerksame Leser, die die Mühe nicht scheuten, sich durch den gesamten Warren-Report durchzuarbeiten, fanden bald heraus, daß vieles nicht stimmte – Vergleiche zwischen Details förderten zahlreiche Ungereimtheiten zu Tage.
So war die bekannte Tatsache erwähnt, daß bereits zwei Minuten nach dem Mord der Polizeifunk von Dallas einen Haftbefehl verbreitete, der haargenau auf Oswald zutraf. Alter, Körpergröße und Gewicht waren angegeben und stimmten. 80 Seiten zuvor allerdings stellte der Bericht fest, daß die Funkzentrale erst um 13.12 Uhr, also 27 Minuten später, Hinweise zur Person des mutmaßlichen Präsidentenmörders erhalten hatte. Wie kam die Polizei dazu, bereits um 12.45 Uhr nach Oswald zu fahnden? Woher stammte das exakte Signalement?
Aber noch weit seltsamere Dinge geschahen. Von den Leuten, die irgend etwas über die Hintergründe des Mordes wußten oder Beobachtungen gemacht hatten, die nicht mit der offiziellen Version von der Einzeltäterschaft übereinstimmten, waren schon bis Anfang 1966 dreizehn Personen unter mysteriösen Umständen ums Leben gekommen. Das blutige Nachspiel der Kennedy-Mörder hat bis heute mehr als 30 Opfer gefordert.



Lee H. Oswald

Der Stellwerker Lee E. Bowers beispielsweise hatte auf seinem vier Meter hohen Wachturm einen guten Überblick über das Geschehen. Er beobachtete, daß von einer Rasenböschung an einem Parkplatz ein zweiter Mordschütze auf Kennedy feuerte. Ein zweiter Mörder und ein vierter Schuß aber paßten nicht in das Konzept mit den drei Schüssen des „Einzeltäters" Oswald. Bowers blieb jedoch bei dem, was er gesehen hatte. Er wurde kurz danach auf einer wenig belebten Straße von einem Auto in voller Fahrt überrollt. Der Täter konnte angeblich nicht ermittelt werden.
Dann gab es einen Mr. Henry Killiams, der mit Ruby und Oswald bekannt war und gesehen hatte, wie Oswald vor dem Präsidentenmord mehrfach mit FBI-Männern zusammentraf. Er plauderte das aus. Wenig später lag er mit durchschnittener Kehle auf der Straße.
Ähnliche Schicksale erlitten noch zwei weitere Bekannte von Ruby und vier Striptease-Tänzerinnen aus seiner Nachtbar. Auch der Oswald-Mörder selbst blieb von der Todesspirale nicht verschont. Im Gefängnis erkrankte der vitale Mann plötzlich, und wenige Tage darauf hatte ihn der „Krebs" dahingerafft.
Solche tödlichen Nachspiele machten die Mär vom Einzeltäter immer unglaubhafter. Am 17. Februar 1967 berichtete die Zeitung „New Orleans State's – Item", daß Jim Garrison, Oberstaatsanwalt des Bezirkes New Orleans (Louisiana)



Jack Ruby

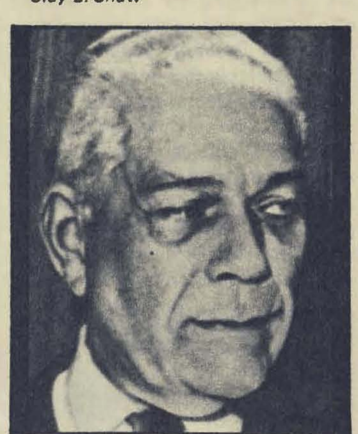
den Fall neu aufrollen werde, denn Oswald habe sich vor dem Präsidentenmord sechs Monate lang in der Stadt aufgehalten. „An den Warren-Report kann nur glauben", erklärte Garrison, „wer ihn nicht gelesen hat." Sieben Jahre lang bemühte er sich dann um die Wahrheit. Ein wirksames Mittel, um sich selbst gegen Mordanschläge zu schützen, sah er in der „Flucht in die Öffentlichkeit". Über die Ermittlungsergebnisse berichtete Garrison viele Male in Presse, Funk und Fernsehen, um nicht als „Geheimnisträger" zu erscheinen.

In mühsamer Kleinarbeit fand Garrison heraus, daß die Ermordung Kennedys seit dem Sommer 1963 vorbereitet worden war. In seiner Außenpolitik zeichneten sich einige realistischere Züge ab. Als sich nach Unterzeichnung des Vertrages zur Einstellung der Kernwaffenversuche weitere Möglichkeiten zur Dämpfung des Wettrüstens andeuteten, fürchteten manche Rüstungskonzerne ein Beschneiden ihrer Profite – besonders auch die reaktionäre Texas-Monopolgruppe. Seit langem schon stand sie im scharfen Konkurrenzkampf zu jener Monopolgruppe, die als „Wall Street" bekannt ist.

Fast alle Präsidenten, auch Kennedy, genossen das Vertrauen der „Wall Street". Die Texas-Gruppe fühlte sich seit jeher bei der Beteiligung an den Staatsgeschäften übervorteilt und kämpfte um größeren Einfluß in der Innen- und Außenpolitik. Als nun Kennedy noch durch eine Steuerreform geringfügig an manchen Privilegien der Erdölindustrie – mit dem Zentrum in Texas – rüttelte, war sein Schicksal besiegelt. Der Erdölmilliardär Harold L. Hunt aus Dallas organisierte den Präsidentenmord, um den bisherigen Vize, den Texaner Lyndon B. Johnson, ins höchste Staatsamt zu bringen. Und zu Johnsons ersten Amtshandlungen gehörte dann auch die Zusicherung, daß sich an den Steuerprivilegien der Erdölkonzerne nichts ändern werde.

Wie wurde nun der Präsidentenmord organisiert? Garrison ermittelte, daß ihn eine Gruppe von CIA-Agenten und kubanischen Konterrevolutionären vorbereitete. An der Spitze stand Clay L. Shaw, langjähriger Mitarbeiter der CIA. Zu den Mitverschwörern gehörten auch Oswald und Ruby. Garrisons Recherchen erstreckten sich allerdings nur auf die Männer um Clay L. Shaw. Die Fäden, die von hier zu dem Erdölmilliardär führten, wagte auch er nicht aufzurollen. Das entscheidende Beweisglied aber zu den mächtigeren Drahtziehern im Hintergrund ergab sich durch das Mitwirken von Jack Ruby. Er zählte zu den Vertrauten des Harold L. Hunt und fungierte, wie später bekannt wurde, als Verbindungsmann zwischen dem Milliardär und Clay L. Shaw.

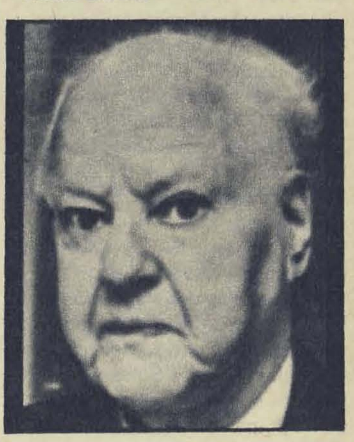
Clay L. Shaw



Zur Person des Jack Ruby – Spitzname „Sparky" („Fünkchen") – verbleibt nachzutragen, daß er 1946 von Chicago nach Dallas kam, und zwar als Beauftragter einer aus der Al-Capone-Bande hervorgegangenen Gruppe. Er kaufte die Nachtbar „Carousel" und baute sie zum Anlaufzentrum der Gang für Texas aus. Daneben handelte er mit Rauschgift und Callgirls. Später kam es zu „geschäftlichen Verbindungen" zwischen Ruby und Hunt. Im Auftrage und auf Kosten des Milliardärs besorgte der kriminelle Barbesitzer beispielsweise Saboteure, die nach Kuba ausgeschleust wurden. Bei der Auswahl der Verschwörer gegen Kennedy spielte Ruby eine zentrale Rolle. Als er nach dem Mord an Oswald verlangte, vom Gefängnis in Dallas nach Washington gebracht zu werden und versprach, die volle Wahrheit zu sagen, hatte er sein Leben verwirkt. Er starb unter den erwähnten mysteriösen Umständen am 5. Januar 1967. So konnte ihn Garrison nicht vernehmen, jedoch war sein Material ohne dies brisant genug. Schon wenige Wochen nach den ersten Recherchen ließ er es nach den geltenden Rechtsnormen durch eine „Grand Jury" in New Orleans prüfen. Am 22. März 1967 erging das Urteil in dieser Vorverhandlung: „Präsident Kennedy fiel einer Verschwörung zum Opfer. Der Beschuldigte Clay Shaw nahm daran teil." Erstmals hatte sich damit ein Gericht in den USA gegen den Warren-Report ausgesprochen und das Komplott gegen Kennedy bestätigt!

Garrison recherchierte weiter. Im Dezember 1967 legte er auf einer Pressekonferenz Beweise vor, daß das FBI fünf Tage vor dem Attentat davon informiert war. Auch FBI-Chef Hoover wußte davon. Nichts jedoch geschah, um den

Harold L. Hunt



Plan zu vereiteln. Viele US-Amerikaner sahen nun mit Spannung dem Prozeß entgegen. Die Hauptverhandlung aber ließ auf sich warten.

Clay Shaw schickte seine Anwälte vor, die alle winkeladvokatischen Tricks ausspielten. Mehrere wichtige Zeugen des Staatsanwaltes kamen auf rätselhafte Weise ums Leben. Die Palette reichte vom angeblichen Selbstmord durch Zyankali bis zum Flugzeugabsturz.

Aber weder dadurch noch durch unverhohlene Morddrohungen ließ sich Garrison von seinem Weg abbringen. Als Anfang 1969 endlich der Prozeß beginnen sollte, führte die CIA den entscheidenden Schlag. Über Nacht verschwanden alle wichtigen Beweisstücke, Protokolle, Fotos und Berichte aus Garrisons Büro. So konnte der Freispruch von Clay Shaw kaum noch überraschen: Das Ergebnis der Vorverhandlung wurde nicht bestätigt.
Garrison gab jedoch nicht auf. Gegen Zeugen, die zuerst die Wahrheit und dann das Gegenteil beschworen hatten, leitete er Meineidsverfahren ein.
Aber auch Clay Shaw ruhte nicht. Er erstattete Anzeige gegen Garrison: Der Staatsanwalt habe Bestechungsgelder angenommen. Wie sich aber bald herausstellte, hatte ein bezahlter Provokateur die Dollarbündel heimlich ins Office gebracht. Als auch dieser Versuch, Garrison zu erledigen, gescheitert war, wurde er schließlich aus seinen Ämtern entlassen. Ein knappes Jahr lang setzte er seine Untersuchungen noch auf privater Grundlage fort, bis er Anfang 1975 endgültig resignierte. Der einstmals begüterte Mann hatte seine gesamten finanziellen Mittel geopfert. Verblieben war eine Schuld von 25000 Dollar. Als kleiner Advokat bemüht er sich seither, diesen Berg abzutragen.
Garrisons Abgang beendete jedoch nicht die Zeit der mutigen Einzelgänger, die offen aussprachen, wovon laut Gallup-Umfrage die schweigende Mehrheit der USA-Bürger überzeugt war. Noch 1975 meldete sich ein neuer Wahrheitssucher zu Wort, und er kam – mit Erstaunen wurde das registriert – aus der Führungsspitze der CIA. George O'Toole, ehemaliger Direktor der Analysen-Abteilung, wies in einer Studie nach, daß Kennedy einer Verschwörung zum Opfer gefallen war. Das freilich war nun keine Sensation, aber O'Toole hatte neue Beweise. Er hatte die einst auf Tonbändern gespeicherten Aussagen Oswalds und anderer Zeugen mit einem modernen elektronischen Analysator untersucht und dabei mindestens zehn Widersprüche zur offiziellen Version herausgefunden. In seinem Aufbegehren ging der pensionierte Geheimdienstbeamte nun so weit, vom Kongreß die Einsetzung einer Sonderkommission zu verlangen. Damit jedoch stieß er vorerst auf taube Ohren.
In den folgenden Monaten häuften sich die Kritiken an den ungesetzlichen Praktiken der CIA. Ex-Direktor William Colby plauderte nach seiner Entlassung über Mordpläne gegen Fidel Castro und andere Politiker. Unbehagen breitete sich mehr und mehr aus,

William Colby



schlich sich in höchste Kreise ein, machte auch vor Abgeordneten keinen Halt. So fand sich schließlich im Herbst 1976 im Repräsentantenhaus eine parlamentarische Mehrheit für das „Auserwählte Komitee des Hauses zur Untersuchung von Mordfällen". Bis Ende 1978 sollte es die Attentate auf John F. Kennedy und auch Martin Luther King untersuchen. Der vom 4. April 1968 mußte mit einbezogen werden, da hier die Umstände nicht minder mysteriös und die Zweifel an der offiziellen Version genauso intensiv waren. Denn daran, auch King sei von einem wahnsinnigen Einzeltäter erschossen worden, glaubten nur wenige.
Wenn jetzt Namen fielen, dann zumeist die von Toten: Ölmilliardär Harold L. Hunt und Clay Shaw waren inzwischen verstorben. Es gab allerdings zwei Ausnahmen, und die waren sensationell genug: Howard E. Hunt – kein Verwandter des Ölkönigs, aber CIA-Agent seit 1950 – und Frank Sturgis – alias 27 weitere Namen – wurden als Mitbeteiligte am Komplott gegen Kennedy entlarvt. Seit 1972 schon waren die Namen dieser Verbrecher durch die Zeitungen gegangen, allerdings im Zusammenhang mit anderen Kriminalfällen. Unmittelbar nach dem Präsidentenmord waren am Tatort zehn verdächtige Personen festgenommen worden. Als nur wenig später die Version vom Einzeltäter Oswald verbreitet wurde, ließ die Polizei sie wieder laufen. Man behandelte sie so nachlässig, erklärte Garrison einmal, „als hätten sie sich nur eine Beschmutzung des Straßenpflasters zuschulden kommen lassen". Es gab keine Protokolle, nicht einmal alle Personalien waren zweifelsfrei festgehalten worden. Drei der Verhafteten hatte man sogar nur als „unidentified tramps" („nichtidentifizierte Landstreicher") registriert. Auch die Tatsache, daß einer dieser Tramps genau an jener Stelle aufgegriffen wurde, von der nach sofortiger Aussage des später ermordeten Stellwerkers Bowers ein vierter Schuß fiel – den Pulverdampf hatten überdies noch andere Zeugen beobachtet – war kein Anlaß zu größerer polizeilicher Sorgfalt.
Daß solche Nachlässigkeit nicht Zufall, sondern Absicht war, wurde offenbar, als 1976 anhand eines Pressefotos vom Mordtag zwei der drei „nichtidentifizierten Landstreicher" identifiziert werden konnten – eben als Howard

E. Hunt und Frank Sturgis. Und das sicherlich nur deshalb, weil diese zwei Männer nach dem Mord von Dallas steile Karrieren machten, politisch wie kriminell, und somit selbst dafür sorgten, daß ihre Konterfeis nicht in Vergessenheit geraten konnten. Wie heute bekannt ist, war Howard E. Hunt 1963 Leiter der CIA-Zentrale in Mexiko-City. Oswald hatte sich noch kurz vor dem Attentat auch dort aufgehalten. Am Mordtag waren sie beide in Dallas. Sturgis, ebenfalls CIA-Agent, gehörte 1961 zusammen mit Hunt zu den Schlüsselfiguren des in der Schweinebucht gescheiterten Angriffs auf Kuba. Eine Zeugin bekundete, daß auch Sturgis vor dem Mord Kontakte mit Oswald hatte. Hunt mußte jedoch zweifelsohne als der Prominentere gelten, denn seiner harrten noch große Aufgaben.

Am 13. Juni 1971 überraschte die „New York Times" ihre Leser mit der erstmaligen Veröffentlichung von Geheimdokumenten über den Krieg in Vietnam. Sie erfuhren beispielsweise, wie die Johnson-Regierung den „Zwischenfall von Tonking" inszeniert hatte, um sich damit einen Vorwand für das Bombardement der DRV zu schaffen. Das FBI suchte nach der „undichten Stelle", aber noch vor der endgültigen Aufklärung stellte sich der Mathematiker Dr. Ellsberg den Justizbehörden. Als Mitarbeiter einer sogenannten „Denkfabrik" der US-Air Force hatte er verschiedene Dokumente der Presse übergeben, um die Drahtzieher des Vietnamkrieges zu entlarven. Weil eine Verurteilung von Ellsberg in einem erst nach Monaten zu erwartenden Prozeß fraglich bleiben mußte, entschlossen sich CIA und FBI zu einer raschen gemeinsamen Aktion: Dr. Ellsberg sollte als geistesgestört abgestempelt werden.

Howard E. Hunt erhielt den Auftrag, zusammen mit einem FBI-Agenten in die Praxisräume des Hausarztes von Ellsberg einzubrechen, um eine Krankheitsakte des Mathematikers zu fotokopieren. Daraus wollte man die diskriminierende Story fabrizieren. Der Einbruch gelang. Hunt und sein Komplize durchwühlten in einer Septembernacht des Jahres 1971 alle Karteikästen, die gesuchten Papiere konnten sie jedoch nicht finden.

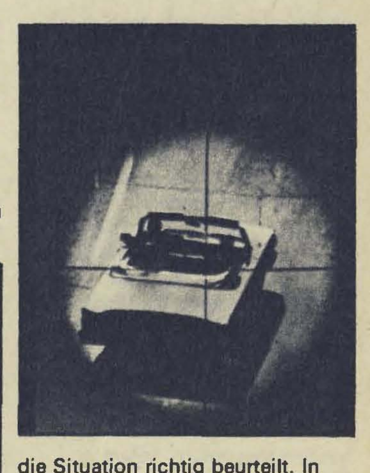
Die Öffentlichkeit erfuhr zunächst nichts davon. Der routinierte Einbrecher Hunt hatte keinerlei Spuren hinterlassen. Welcher Qualität



Frank Sturgis

sich dieser am Angriff auf Kuba und am Komplott gegen Kennedy beteiligte kriminelle CIA-Agent sonst noch rühmen durfte, wissen wir nicht. Der nunmehrige US-Präsident Richard M. Nixon jedenfalls belohnte ihn damit, daß er ihn noch 1971 – für 100 Dollar pro Tag – zu einem seiner persönlichen Berater ernannte, unter anderem für Rauschgiftprobleme. Hunt konnte jetzt seine nächste kriminelle Aktion in einem Arbeitszimmer des Weißen Hauses vorbereiten. Wiederum war es ein Einbruch.

In der Nacht des 17. Juni 1972 wurden in Washington fünf Täter auf frischer Tat verhaftet. Sie waren in ein luxuriöses Appartementhaus mit dem Namen „Watergate" eingedrungen. Zunächst glaubte man, nur gewöhnliche Diebe gefaßt zu haben. Doch der diensthabende Captain auf dem Revier fluchte bald darauf gräßlich – nämlich als die fünf Einbrecher identifiziert und ihre Ausrüstung untersucht worden waren. „Worauf haben wir uns da eingelassen!" sagte er. „Wenn wir das bloß vor dem blöden Anruf dieses übereifrigen Wachmannes gewußt hätten! Kaum vorstellbar, was jetzt auf uns zukommt!" Damit hatte er



die Situation richtig beurteilt. In jener Nacht nahm der bis dahin größte innenpolitische Skandal der USA seinen Anfang.

Der Wahlrummel lief auf vollen Touren. Da Nixons Wiederwahl ungewiß schien, unternahm sein Stab alles, was den Gegenkandidaten McGovern verunglimpfen konnte. Im „Watergate", seiner Wahlzentrale, wurden Abhöranlagen und Spezialkameras installiert, um sich über die Pläne des Gegners zu informieren. Die fünf Einbrecher waren ertappt worden, als sie die elektronischen Geräte komplettieren wollten. Es handelte sich um Mitarbeiter und Beauftragte des Wahl-Ausschusses der Nixon-Partei. Unter den Verhafteten befand sich auch jener Frank Sturgis, der später als Mitbeteiligter am Attentat auf John F. Kennedy entlarvt wurde. Sein alter Komplize, der nunmehrige Präsidentenberater Howard E. Hunt, saß in jener Nacht zwar nicht mit auf der Holzpritsche im Washingtoner Polizeigefängnis. Aber gerade sein Name verursachte bei dem fluchenden Captain das größte Unbehagen.

In einem sichergestellten Notizbuch war nämlich unvorsichtigerweise vermerkt, daß „Mr. Howard E. Hunt, W. H." für den Transport der elektronischen Geräte zum „Watergate" verantwortlich war. Zeugen hatten ihn überdies in der Nähe des Tatortes gesehen. Und „W. H." zeigte an, wohin die Drähte liefen: „White House" – „Weißes Haus".

Der Watergate-Skandal zog das Land mehr als zwei Jahre lang in

seinen Bann. Dabei wurde auch der Einbruch bei dem Arzt Ellsbergs bekannt. Im August 1974 mußte Nixon zurücktreten. Das Intrigenspiel hatte ihm zwar die Wiederwahl gesichert, als er aber behauptete, nichts von der Aktion im „Watergate" gewußt zu haben, wurde er der Lüge und des Amtsmißbrauches überführt. Sein Nachfolger, Gerald R. Ford, gewährte ihm Totalamnestie.

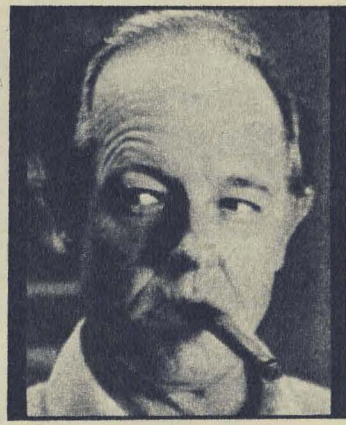


J. Edgar Hoover

Nicht ganz so glimpflich kamen Sturgis, Hunt und andere direkt Beteiligte davon. Im März 1973 wurden sie zu „provisorischen Strafen zwischen 20 und 30 Jahren Zuchthaus" verurteilt. Das endgültige Strafmaß werde davon abhängen, so verkündete der Richter, ob die Angeklagten Einsicht zeigten. Diese ließ nicht lange auf sich warten. Bereits im November 1973 wurde „endgültig" festgelegt, daß Hunt nur zweieinhalb und Sturgis ein bis vier Jahre absitzen sollten. Aber auch das war noch nicht „endgültig". Schon am 28. Dezember 1973 wurde Hunt „zur Bewährung" entlassen. Nur wenige Tage später, am 7. Januar 1974, war auch Sturgis wieder auf freiem Fuß. Howard E. Hunt machte aus dem ganzen noch ein großes Geschäft. Er schrieb ein Buch über den Watergate-Skandal mit dem bezeichnenden Titel „Geheimnisse". Allein die Vergabe der Filmrechte brachte ihm 450000 Dollar ein.

Damit war Hunt nicht nur zu einem weithin bekannten, sondern auch berühmten Mann geworden. Nun tauchte jenes alte Foto vom 22. November 1963 auf, das Hunt, Sturgis und einen dritten „Landstreicher" nach der Verhaftung am Tatort des Kennedy-Mordes zeigte. Das Komitee des Repräsentantenhauses kam nicht umhin, dieser sensationellen Verwicklung nachzugehen. Als Hunt und Sturgis befragt wurden, leugneten sie, am Tage des Präsidentenmordes in Dallas gewesen zu sein.

Nun hatten aber in den vergangenen Jahren verschiedene Journalisten auf eigene Faust die Spuren der Verschwörung verfolgt. Zu ihnen gehörte der Niederländer Willem Oltmans. In einer geschlossenen Sitzung des „Ausgewählten Komitees" am 15. März 1977 berichtete er über neue



Howard E. Hunt

Einzelheiten, die er aufgespürt hatte. Eine Schlüsselrolle kam dem Professor George de Mohrenschildt zu.

Der Name wurde bereits im Warren-Report erwähnt: als „guter, aber harmloser Bekannter der Familie Oswald, der über keine sachdienlichen Informationen verfüge". Dieser Professor aber war alles andere als ein unbedarfter Stubengelehrter. Seine finanzielle Lage besserte er durch Gelder auf, die er als Informant des FBI und als Agent der CIA bezog. Jahre nach dem Kennedy-Mord wurde er unvorsichtig. Im Bekanntenkreis gab er zu verstehen, daß er zu diesem Fall viel mehr wisse, als er seinerzeit ausgesagt habe. Oltmans schließlich fand heraus, daß Mohrenschildt im November 1963 von der CIA als „Betreuer" Oswalds eingesetzt worden war, damit dieser nicht aus der ihm zugedachten Rolle falle. Außerdem gab es Kontakte zwischen Oswald, Hunt und Sturgis, über die Mohrenschildt ebenfalls informiert war. Der Professor wurde für einen der letzten Märztage des Jahres 1977 vor das Untersuchungskomitee geladen. Aber was geschah wieder einmal? „Plötzlich und unerwartet" schied der wichtige Zeuge aus dem Leben. Es hieß, er habe Selbstmord begangen und sich ausgerechnet beim Wochenendausflug am herrlichen Strand von Palm Beach die Kugel in den Kopf gejagt.

Fraglich bleibt, ob es nach so langer Todeskette jemals wieder einer der wenigen noch lebenden Mitwisser wagt, sein Leben um der Wahrheit willen aufs Spiel zu setzen. Mit dem Toten von Palm Beach wurde ein neuerliches Signal gesetzt, daß die gegen Kennedy – und auch gegen King – inszenierte Verschwörung im Detail ein blutiges Geheimnis bleiben soll. Denn daß der 35. Präsident der USA und der farbige Bürgerrechtskämpfer Opfer von Verschwörungen wurden, stellte auch das „Ausgewählte Komitee" in jenem vorläufigen Bericht fest, der Ende 1978 erschien. Zum Kennedy-Mord wurde in diesem Report nach wissenschaftlicher Analyse noch vorhandener Tonbänder und auf der Grundlage neuer Tests resümiert, daß von zwei Scharfschützen vier Schüsse abgegeben wurden. „Der Ausschuß sieht sich nicht in der Lage", hieß es weiter, „den zweiten Schützen oder das Ausmaß der Verschwörung zu bestimmen."

So blieb auch die Frage, was Hunt oder Sturgis am 22. November 1963 in der Dealy Plaza in Dallas zu erledigen hatten, noch ohne Antwort. Ihre weiteren Auftritte auf der kriminellen und politischen Bühne der USA machten sie jedenfalls zu Symbolfiguren der engen Verbindung von imperialistischer Politik und Kriminalität. Unglaubliche und zugleich normale Karrieren im gewöhnlichen Kapitalismus.

Dr. Christian Heermann
Fotos: Archiv





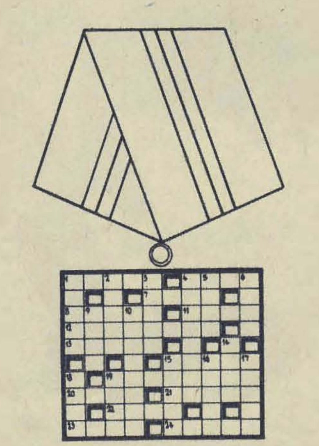
Fla-Raketenkomplexe der Truppenluftabwehr

Foto: Tessmer

Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Inselstaat im Mittelmeer, 4. Weinernte, 7. sowjet. Nachrichtenagentur, 10. Winkelfunktion, 13. forstwirtschaftl. Raummaß, 14. Waldvogel, 15. Fluß im Banat, 17. mittelalterl. Segelschiff, 18. Dasein, Existenz, 20. südfranzös. Stadt, 22. Geschenk, 23. weibl. Vorfahr, 25. Schweizer Kurort, 28. Verwandte, 31. Körperflüssigkeit, 33. ind. Wasserbüffel, 35. Gestalt aus „Die verkaufte Braut", 36. Zirbelkiefer, 38. span. Küstenfluß, 40. Hauptstadt von Togo, 41. Währung in Iran, 42. Donnebenfluß, 44. Singvogel, 45. Amtstracht, 46. sagenhafter altgriech. König, 50. Südfrucht, 54. Salz der Salpetersäure, 57. Delle, 58. Gebietsteil der Republik Indien, 60. Vorname Zolas, 61. Stadt in den Niederlanden, 63. Disziplin des Gewichthebens, 64. Verpackungsgewicht, 67. musikal. Verzierung, 69. militärischer Dienstgrad, 70. Schulsaal, 72. Ringelwurm, 74. bimssteinhaltiger Trachyttuff, 77. Stadt in Argentinien, 78. tiefe Zuneigung, 81. geformtes Brot, 82. südamerikan. Hauptstadt, 83. Saiteninstrument, 85. ungebrannter Lehmquader, 88. Liebhaber, 91. See in Äthiopien, 92. Kinderfrau, 93. Heil- und Gewürzpflanze, 97. Lederflicken auf dem Schuh, 101. Fläche, 102. Ein-, Widerspruch, 105. Wettspieleinrichtung, 106. Stecken, 108. Wartanebenfluß, 109. Gestalt aus „Paganini", 111. Teil des Zentralnervensystems, 113. belg. Luftverkehrsgesellschaft, 116. ital. Bildhauer des 14./15. Jh., 120. Spielleitung, 121. Saiteninstrument, 122. Handlung, 124. chem. Verbindung, 126. ehemal. brasilian. Fußball-Nationalspieler, 127. Erfrischung, 129. See in Kanada, 131. Kircheninneres, 132. Stadt an der Elbe, 135. Planauflage, 137. aufrecht stehende Steinplatte, 139. Anspruch aus der Sozialversicherung, 141. Warägerfürst, 144. Hast, 146. Lärminstrument, 148. Schauspieler der DDR, 149. winterlicher Spielplatz, 151. Südfrucht, 152. Wüstenform, 153. Nadelbaum, 154. regelmäßig eine große Schiffahrtslinie befahrendes Schiff, 155. Büroartikel, 156. offener Güterwagen, 157. Insel im Greifswalder Bodden.

Senkrecht: 1. griech. Stirnbinde, 2. lagunenartiger Strandsee, 3. Stadt in Belgien, 4. Mündungsarm des Rheins, 5. Muse der Liebesdichtung, 6. Ladenauslage, 7. Rückstände beim Keltern, 8. chem. Element, 9. französ. Schriftsteller des vor. Jh., 10. Musikzeichen, 11. Dunst, 12. Richterkollegium, 16. altgriech. Philosophenschule, 19. eine der Gezeiten, 21. Wislanebenfluß, 22. german. Wurfspieß, 24. Hafenstadt in der SRV, 26. marxist. Literaturkritiker, NPT, gest. 1954, 27. lateinamerikan. Tanz, 29. Erdteil, 30. Gutschein, 32. Skulptur des Naumburger Doms, 34. getrocknete Weinbeere, 37. Sperr- u. Regelvorrichtung, 38. Gangart des Pferdes, 39. Ackergrenze, 42. Singvogel, 43. Bürde, 47. Haltetau der Gaffel, 48. Liebesgott, 49. Heizkörper, 51. Erzgang, 52. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 53. holländischer Schachgroßmeister, 54. Wasserjungfrau, 55. Truppenspitze, 56. arab. Volksstamm, 58. iran. Provinz am Kaspischen Meer, 59. kleines Krebstier, 61. Staatshaushalt, 62. gefeierte Bühnen- oder Filmschauspielerin, 65. Opernlied, 66. weibl. Rollenfach, 68. Rundbeet, 69. Mineral, 71. Tanzpädagoge, gest. 1958, 73. menschl. Tonfigur, 75. Wendekommando auf See, 76. saugende Strömung, 79. Gestalt aus „Die Fledermaus", 80. Riesenschlange, 83. portug. Seefahrer des 15./16. Jh., 84. abgelaichter Hering, 86. Gestalt aus Schillers „Bürgschaft", 87. nordamerikan. Negertänzerin und -sängerin, gest. 1975, 89. poln. Fußball-Nationalspieler, 90. röm. Kaiser, 94. Planet, 95. rumän. Stadt, 96. Holz-, Metallteilchen, 98. ägypt. Göttin, 99. Kommandostelle, 100. engl. Schulstadt, 102. lateinamerikan. Währung, 103. Roman von Lem, 104. Stück vom Ganzen, 107. Stützbalken, 110. Salzwerk, 111. Besucher, 112. Schachgroßmeister der ČSSR, 114. ethischer Begriff, 115. Kuchengewürz, 116. Sollseite, 117. Nasenlaut, 118. Inhaltslosigkeit, 119. Salz der Ölsäure, 123. schwed. Name einer Stadt in Finnland, 125. Grundbestandteil, 126. Kegelschnitt, 128. Nordwesteuropäer, 129. Landschaft im West-Peloponnes, 130. Allernebenfluß, 133. Obnebenfluß, 134. Musikzeichen, 135. Halstuch, 136. Freizeitbeschäftigung, 138. Lobeserhebung, 140. Bühnenbildner Brechts, 142. Berghang, 143. Teil der Schienenanlage, 145. sagenhafter Keltenkönig, 147. Gewässerbegrenzung, 149. Waldtier, 150. heftige Verneinung.



Preisfrage

Aus den Buchstaben der Kreisfelder (Reihenfolge waagerecht) ergibt sich ein Dienstgrad der Volksmarine. Wie lautet er? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 03. 01. 1980. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 2/80.

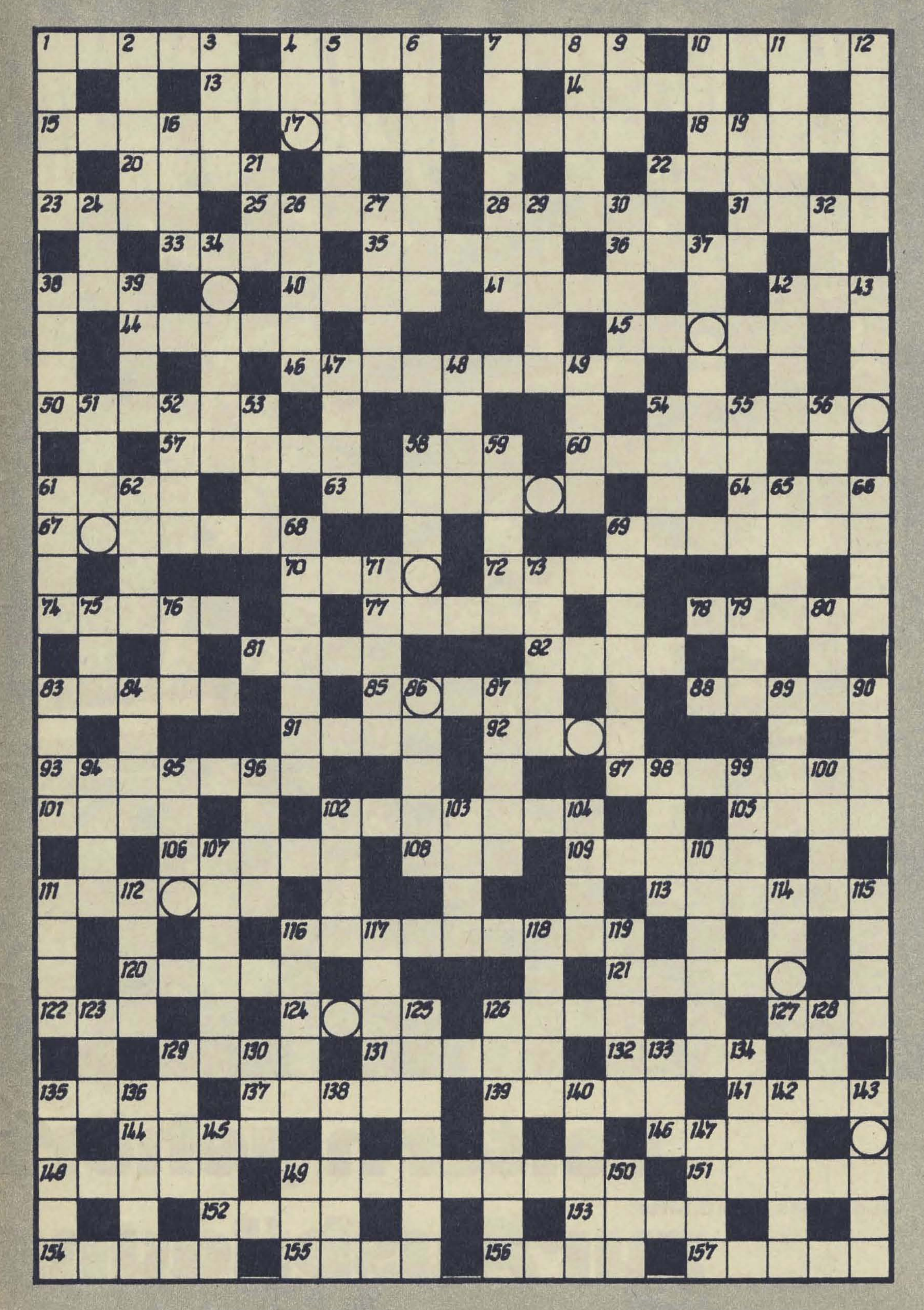
Auflösung aus Nr. 12/79

Preisfrage: *Die richtige Antwort auf die Preisfrage in Heft 12/79 lautet: Sonderurlaub. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.*

Waagerecht: *1. Passus, 5. Tabelle, 10. Liesen, 14. Moder, 15. Iltis, 16. Senkel, 17. Literat, 18. Sender, 19. Adele, 20. Nebel, 21. Este, 24. Elm, 26. Ger, 27. Knie, 29. Mater, 32. Abo, 34. Niete, 37. Elemi, 39. Agame, 41. Amara, 44. Lederer, 46. Leder, 47. Kaliber, 49. Renan, 51. Lokal, 53. Salami, 57. Angeln, 60. Kordilleren, 63. Koma, 65. Ree, 66. Lira, 69. Anita, 71. Sela, 73. Sand, 76. Raten, 77. Ute, 78. Adler, 79. Ida, 80. Adams, 81. Lome, 82. Nano, 83. Salut, 84. Lie, 85. Rot, 86. Elena, 87. Nota, 89. Tina, 90. Areal, 91. Gag, 92. Truhe, 93. Mut, 94. Lilie, 97. Arar, 99. Anna, 101. These, 104. Egel, 106. Aul, 109. Uran, 110. Ministerrat, 111. Kurare, 114. Ziegel, 118. Egbert, 122. Siegel, 125. Seminar, 128. Hader, 130. Olifant, 133. Samt, 134. Orade, 135. Ezio, 136. Essig, 139. Ina, 140. Effel, 142. Elam, 144. Elf, 146. Ner, 148. Léré, 151. Alibi, 153. Skala, 155. Modell, 156. Insulin, 157. Lupine, 158. Gelee, 159. Neher, 160. Reeder, 161. Traktor, 162. Rabatt.*

Senkrecht: *1. Paste, 2. Senat, 3. Umea, 4. Soldat, 5. Teller, 6. Ariel, 7. Elen, 8. Liane, 9. Eltern, 10. Lisene, 11. Isel, 12. Süden, 13. Narbe, 22. Sole, 23. Emme, 25. Magen, 26. Gomel, 27. Kemi, 28. Irre, 30. Air, 31. Ehre, 33. Bad, 35. Inka, 36. Tal, 37. Elis, 38. Edel, 39. Ale, 40. Ero, 42. Abbé, 43. Aron, 45. Erika, 48. Aland, 50. Norne, 52. Koran, 54. Agon, 55. Axat, 56. Ale, 58. Gala, 59. Lure, 61. Irade, 62. Lesen, 63. Karavelle, 64. Mirabelle, 67. Italiener, 68. Anatolien, 70. Auslage, 71. Selenga, 72. Lametta, 74. Arabien, 75. Diorama, 76. Rastatt, 88. Arras, 89. Thale, 95. Iglu, 96. Ilia, 98. Rinde, 100. Norge, 102. Hupe, 103. Safe, 105. Omega, 107. Uta, 108. Etzel, 111. Kuss, 112. Romm, 113. Ren, 115. Ili, 116. Graz, 117. Lato, 119. Brei, 120. Rho, 121. Tarif, 122. Sedan, 123. Ire, 124. Golf, 126. Earl, 127. Item, 129. Dan, 131. Fell, 132. Nier, 137. Söller, 138. Gebiet, 140. Erkner, 141. Filler, 142. Eimer, 143. André, 145. Liner, 147. Esino, 149. Eliza, 150. Ebert, 151. Alge, 152. Puck, 154. Aura.*

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann





Südkoreas Streitkräfte:

Foltern gehört zur Ausbildung

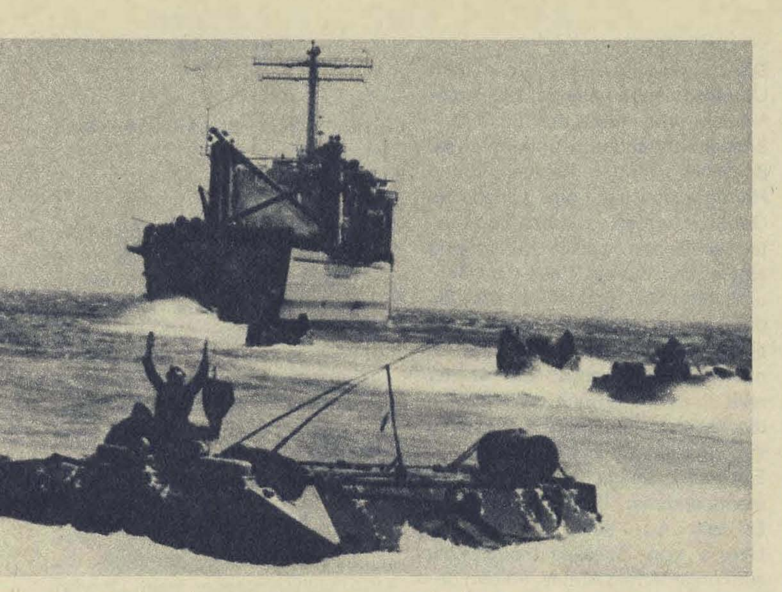


Die trügerische Ruhe über dem Übungsgelände nahe der Kleinstadt Nonsan wird durch den Lärm landender Hubschrauber unterbrochen. Soldaten springen heraus, werfen Handgranaten in ein verfallenes Gehöft, stürmen es. Kurze Zeit später schleppen zwei Uniformierte einen „Gefangenen" aus der Hütte und beginnen ihn zu foltern. Sie drücken seinen Kopf so lange in einen vollen Wassertrog, bis er nach Luft schnappt. Ein Dritter reißt ihn wieder hoch, schlägt ihm die Faust in den Magen und setzt ihm ein Bajonett an die Kehle...
Erst jetzt gebietet eine harte Kommandostimme: „Halt!"
Es war nur eine Übung. Eine Übung von Spezialeinheiten der südkoreanischen Armee. Foltern gehört in ihr zum Drill. Viele der heutigen Ausbilder von Nonsan, dem größten Ausbildungszentrum des Landes, sammelten ihre einschlägigen Erfahrungen in Vietnam. Als Angehörige der 3. und 9. Infanteriedivision der I. Feldarmee stellten sie das Gros des südkoreanischen Expeditionskorps (50000 Mann), das gemeinsame Sache mit den US-Aggressoren gegen das vietnamesische Volk machte. Als „Tiger"- und „Weiße-Pferde"-Divisionen (Maeng Ho und Bak Ma) waren sie für ihre Grausamkeiten berüchtigt.

●

Die Armee Südkoreas ist völlig proamerikanisch. Aus den USA stammen nicht nur die Lehrprogramme für die militärischen Lehreinrichtungen, sondern auch Organisationsstruktur, Bewaffnung und Ausrüstung. Ein großer Teil der Kader wurde in den USA ausgebildet. Und so entstand eine besonders enge Bindung der Seouler Militärführung an die USA. Und so ist es eigentlich nur zu natürlich, daß sich die südkoreanische Armee im Juni 1950 auch als getreuer Komplize der USA-Militärstrategen beim Überfall auf die Koreanische Demokratische Volksrepublik (KDVR) erwies. Die junge Volksmacht im Norden der koreanischen Halbinsel ließ sich jedoch nicht besiegen, sie schlug alle Aggressionsversuche erfolgreich zurück. Mit einer künstlich geschürten Kriegshysterie und der ständigen Drohung mit der Gefahr aus dem Norden werden seither jedoch Aufrüstung und Ausbau des Machtapparates perfektioniert.





Seeanlandung beim Manöver „Team Spirit 78". Ziel war das Zusammenwirken der beiden Streitkräfte „für den Fall außergewöhnlicher Umstände auf der Korea-Halbinsel", sprich „den Ausbruch eines 2. Koreakrieges" zu trainieren. Militärische Stärke und wachsende Kriegsbereitschaft demonstrieren bei Militärparaden in Seoul u. a. schwere Geschütze auf Selbstfahrlafetten und Fla-Raketen. (Fotos v. l. n r.)

Die aus 619000 Mann bestehende Armee Südkoreas ist heute eine der zahlenmäßig stärksten der Welt. Sie verfügt über Land-, Luft- und Seestreitkräfte sowie über die Marineinfanterie als vierte selbständige Teilstreitkraft. Außerdem stehen ständig 1240000 Reservisten bereit. Hinzu kommen weitere 2800000 Mann in den paramilitärischen Verbänden der „Örtlichen militärischen Verteidigung" und der „Heimwehrreservestreitkräfte". Die südkoreanische Armee setzt sich aus langgedienten Offizieren und Unteroffizieren sowie aus Wehrpflichtigen zusammen. Die Dienstpflicht beträgt $2^1/_2$ Jahre beim Heer und der Marineinfanterie, drei Jahre bei Marine und Luftwaffe.

Neben dem zahlenmäßigen Ausbau der Streitkräfte und der Bereitstellung zusätzlicher Mittel für den Kauf immer modernerer Waffen aus den USA wird der Ausbau der eigenen Rüstungsindustrie verstärkt vorangetrieben. Südkorea, so schrieb krüzlich die japanische Nachrichtenagentur KYODO, plane heute bereits die „Herstellung eigener Kernsprengköpfe". Bereits 1978 testeten die einheimischen Rüstungskonzerne – wie es hieß, mit Erfolg – Mittel- und Langstreckenraketen, Raketen mit Mehrfachsprengköpfen sowie Panzerabwehrlenkraketen. Stolz verkündete der erst kürzlich von seinen eigenen Leuten umgebrachte Diktator Pak Tschong Hi danach, daß sein Land das siebente in der Welt sei, das in der Lage ist, Raketen zu produzieren. Mit diesen Raketen, so jubelte die einschlägige Seouler Presse, sei auch die nordkoreanische Hauptstadt Pjöngjang erreichbar.

Die Stoßrichtung ist eindeutig. Gestützt auf die Bajonette der Soldaten und den 20000 Mann starken Geheimdienst KCIA, der im Verein mit über 60000 Polizisten und einem ausgeklügelten Spitzel- und Zuträgersystem die „Innere Ordnung" aufrechterhalten soll, erweist sich das Regime als Hort der Reaktion in Asien. Nach der Niederlage des USA-Imperialismus in Vietnam ist Südkorea heute eines der wenigen Länder in Asien, in dem noch amerikanische Bodentruppen stationiert sind. Zwar hatte Carter vor seiner Wahl und noch zu Beginn seines Amtsantrittes als Präsident den Rückzug des amerikanischen Heeres aus Südkorea lauthals verkündet. Doch genau das Gegenteil trat ein. Die Kampfkraft der auf der koreanischen Halbinsel stationierten US-

Zahlen und Daten

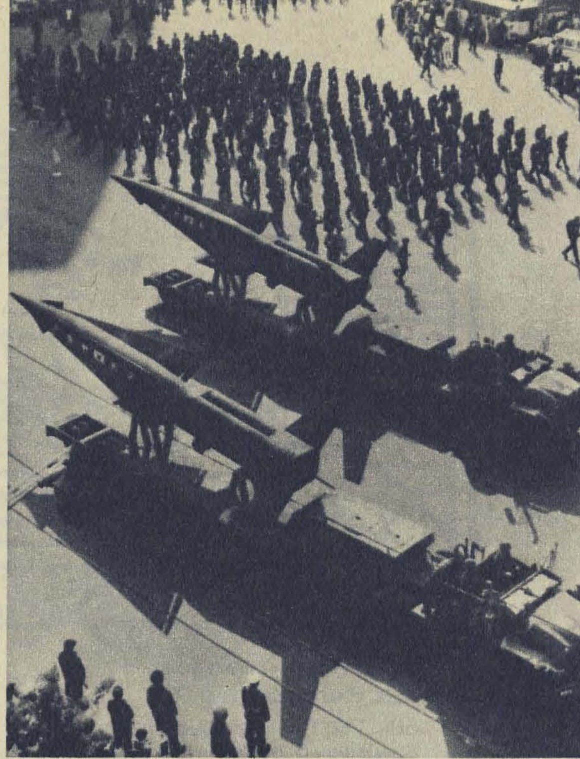
Das Heer mit 520000 Mann gliedert sich in 1 mechanisierte, 17 Infanterie- und 2 Panzerdivisionen, 5 selbständige Brigaden für Spezialaufgaben, 7 Panzerbataillone, 30 Artillerieabteilungen, 1 Bataillon taktische Raketen „Honest John" und 2 Fla-Raketen-Bataillone „Hawk" und „Nike Hercules". Es ist ausgerüstet mit 860 Kampf- und 520 Schützenpanzern, rund 2140 Geschützen, 5300 Werfern, 180 Selbstfahrlafetten, 106 Fliegerabwehrkanonen, den taktischen Raketen „Honest John", 80 Fla-Raketen „Hawk" und „Nike Hercules" und den Panzerabwehrlenkraketen „TOW" und „LAW". Außerdem führt es in seinem Bestand 120 Flugzeuge und Hubschrauber. Bereits in Auftrag gegeben sind weitere 150 Schützenpanzerwagen, 37 Selbstfahrlafetten, „TOW"-Raketen und 56 Hubschrauber.

Die Marine mit 47000 Mann ist mit 9 Zerstörern, 7 Fregatten, 6 Korvetten, 8 Minenleg- und Räumschiffen, 8 Raketenschnell-, 23 Küstenschutz- und 12 Landungsbooten ausgerüstet. Eine weitere Fregatte sowie 120 Schiff-Schiff-Raketen „Harpoon" sind bestellt.

Die Marineinfanterie mit 20000 Mann ist in eine Division und zwei selbständige Brigaden unterteilt und mit Schützenpanzerwagen ausgerüstet.

Die Luftwaffe mit 32000 Mann gliedert sich in 12 Geschwader. Sie verfügt über 254 Kampfflugzeuge sowie über weitere 204 Transport-, Trainings-, Aufklärungs- und Unterstützungsflugzeuge und Hubschrauber. Die Flugzeuge sind mit den Luft-Luft-Raketen „Sidewinder" und „Sparrow" ausgerüstet. In Auftrag gegeben sind weitere 145 Flugzeuge und Hubschrauber sowie die verbesserte Luft-Luft-Rakete „Sidewinder" und die Fla-Rakete „Maverik".





Truppen wurde weiter gesteigert: Die Pazifik-Streitkräfte Amerikas erhielten neue Zerstörer und Fregatten sowie weitere moderne F-14- und F-15-Flugzeuge. Mit Jahresbeginn soll außerdem noch ein Geschwader mit Jagdbombern des Typs A 10 stationiert werden. Die Einführung des fliegenden Spionagesystems AWACS ist vorgesehen. Der südkoreanische Marinehafen Chinhae wird so ausgebaut, daß er auch von der 7. US-Flotte, die um einen weiteren Flugzeugträger verstärkt werden soll, genutzt werden kann.

Welchen Stellenwert das südkoreanische Marionettenregime in den strategischen Plänen des Pentagon einnimmt, zeigt sich auch in dem im November 1978 gebildeten „Kommando der Vereinten Streitkräfte Südkoreas – USA". Wie USA-Verteidigungsminister Brown dazu unumwunden betonte, „stellt das Kommando, das die militärische Koordination zwischen beiden Ländern leiten soll, einen erneuten Beweis für die enge Zusammenarbeit zwischen beiden Ländern dar". Riesige Kriegsmanöver, wie die jährlich stattfindenden „Team Spirit"-Übungen, unterstreichen diese Aussage nachhaltig. Über 40000 amerikanische und mehr als 100000 Soldaten Südkoreas waren im vergangenen Jahr an diesem Manöver beteiligt.

Natürlich hatten die USA ein Argument für die Beibehaltung ihres militärischen Engagements in Südkorea bereit. Es wurde prompt vom amerikanischen Geheimdienst CIA geliefert. Urplötzlich entdeckten sie in der KDVR „Unmassen von Soldaten", die, wie könnte es auch anders sein, das „friedliebende Südkorea" bedrohten. Angesichts dieser „Gefahr" könnten die USA ihren Verbündeten nicht schutzlos seinem Schicksal überlassen. Nur aus diesem Grunde, so heißt es, seien die USA gezwungen, ihre „militärische Präsenz der nordkoreanischen Bedrohung anzugleichen". Und so bot auch die Ausschaltung des Diktators Pak im Oktober vergangenen Jahres wiederum einen willkommenen Anlaß, diese großzügige „Hilfe" erneut unter Beweis zu stellen. Bereits wenige Wochen nach seinem Tode fand im Süden der koreanischen Halbinsel ein großangelegtes gemeinsames Manöver statt. Es sollte die militärische Stärke in Asien und im Lande selbst nachdrücklichst dokumentieren.

●

Doch auch in der südkoreanischen Armee, die jahrelang als absolut zuverlässige Stütze des reaktionären Regimes galt, gehen die sich im Lande vollziehenden sozialen Prozesse und die weltpolitischen Veränderungen nicht spurlos vorüber. Bereits zu Beginn der siebziger Jahre kam es bei Soldaten zu offenen Gehorsamsverweigerungen und in der Obersten Militärhierarchie zu zahllosen Umbesetzungen. Zahlreiche Korruptionsaffären unter den höheren Offiziersrängen trugen außerdem dazu bei, daß die Unzufriedenheit bei den Soldaten wuchs. Die Kluft zwischen Mannschaften und den Offizieren wächst ebenso wie das Unbehagen über die völlige Abhängigkeit von den USA. Nicht zuletzt trägt auch die durch die Rüstungslasten vorangetriebene Industrialisierung zur Veränderung des Profils der Streitkräfte bei. Stellten noch in den sechziger Jahren die Bauern die überwiegende Anzahl der Soldaten, so hat sich dieses Verhältnis mittlerweile zugunsten der Arbeiterklasse verändert. Damit hat sich das revolutionäre Element in der Armee Südkoreas erhöht und könnte eines Tages auch diesen Streitkräften zum Verhängnis werden.

Günther Poschl
Foto: Zentralbild



Interessante Arbeit mit Perspektive

beim VEB Generalauftragnehmer Spezialbau Schwedt

Wir realisieren
als Generalauftragnehmer
- Bauwerke und bauliche Anlagen der Industrie
- Gesellschaftsbauten
- Sonderbauten

Wir bieten vielseitige Einsatzmöglichkeiten für
- Meister des Bauwesens
- Hoch- und Fachschulkader des Bauwesens
- Facharbeiter aller Berufe des Bauwesens
  wie
  - Betonbauer
  - Baufacharbeiter
  - Maurer
  - Zimmerer
  - Stahlbauschlosser
  - Schweißer, Montagefacharbeiter
  - Baumaschinenschlosser
  - Baumaschinisten
  - Facharbeiter für Transport und Lagerwirtschaft (nur männl.)
  - Berufe der bautechnischen Ausbaugewerke wie Maler, Klempner, Installateure, Dachdecker usw.

Wir garantieren
- vorteilhafte Bedingungen der Entlohnung nach dem RKV für die zentralgeleiteten Kombinate des Industriebaues
- leistungsabhängige Planerfüllungsprämie
- eine zusätzliche Belohnung ab 2jähriger Zugehörigkeit zu unserem Betrieb
- Jahresendprämie nach den gesetzlichen Bestimmungen
- Wettbewerbsprämie
- Trennungsgeld nach gesetzlicher Grundlage
- günstige Bedingungen der Alters- und Invalidenrentenberechnung

Wir sichern
- Wohnraumbereitstellung etwa ein Jahr nach Antragstellung
- günstige Arbeits- und Lebensbedingungen bei hohen gesellschaftlichen und fachlichen Anforderungen

Interessenten richten Ihre Bewerbung an:

VEB Generalauftragnehmer Spezialbau Schwedt

Betrieb Schwedt
Abteilung Kader
133 Schwedt (Oder)
Passower Chaussee, Postfach 161, oder

Betrieb Bernau
Abteilung Kader
128 Bernau
Schwanebecker Chaussee, Postfach 20

Reg.-Nr. 31/III/79
DEWAG Berlin, Anzeigenzentrale



Spezialbau Schwedt

Zwei Leben

Den Einheimischen ist der hochgewachsene Mann seit langem bekannt, seltener den Gästen in Polens Wintermetropole Zakopane. Woher sollen sie auch etwas wissen? Der Hagere ist zwar freundlich, aber schweigsam auch. Und wo steht Ungewöhnliches einem Menschen schon auf dem Gesicht geschrieben?
Wie die Natur im Gebirge, so hat das Leben im Antlitz dieses Mannes gearbeitet, hat es gefältelt, mit Rissen und Schründen gefüllt und als Augen zwei Bergseen hineingesetzt, so tief und blau und klar. Das Haar ist dichtgelockt und fast noch ohne grauen Faden.
Ein paarmal im Winter suchen die Blicke tausender Menschen diesen Mann. Wenn ein Skispringen auf der Großen Krokiew am Fuße des Giwon stattfindet. Dann nämlich begrüßt der Sprecher den „besten polnischen Skisportler aller Zeiten" – Stanisław Marusarz. Wohl aus Verlegenheit zieht dann der so Geehrte ein wenig hastiger an seiner filterlosen schwarzen „Sport". Dreißig oder mehr mag er davon am Tage rauchen. Dieses eine Laster hat seine Stimme mit den Jahren heiser werden lassen. Dem, der sich darüber entsetzt, gibt Marusarz schlagfertig Auskunft: „Mit Rauchen drücke ich meine Kondition ein wenig her-



Stanislaw Marusarz, Verdienter Meister des Sports, als Aktiver einer polnischen Mannschaft 1954 in Oberhof am Start

unter, sonst wäre ich zu gut."
Im März dieses Jahres wird er achtundsechzig Jahre alt. Wer sähe ihm das an? Noch laufe er ausgiebig Ski, und er glaube, ganz gut, versichert er. Die 3000 m lange Abfahrt vom Kasprowy Wierch – mit tausend Meter Höhenunterschied – saust er hinunter, läuft kilometerweit durch die Wälder der Tatra.
Er traue sich zu, noch immer an die 70 Meter weit auf der großen Schanze zu springen. Und „. . . für eine Weltmeisterschaft in Zakopane würde ich heute sogar noch einmal hochsteigen, um den Weihesprung zu machen."
Es war eine glückliche Fügung, die mich mit Stanisław im Zakopaner Sport-Hotel ins Gespräch kommen ließ. Bei Marusarz vielleicht die Einsicht in jene innere Notwendigkeit, die den Menschen zwingt, sich einmal dem anderen zu offenbaren. Größe und Gewalt der Erlebnisse suchen sich einen Quell. Stanisławs Gespräche mit ausländischen Journalisten waren stets freundlich, aber kurz. Dieses dauerte einen halben Tag, und zwischendurch eilte Staszek noch nach Hause, einiger Nachweise wegen aus seiner internationalen sportlichen Laufbahn. Die dauerte erstaunliche dreißig Jahre.
Als Junge lief er Ski auf Faßbrettern, denn richtige Schneeschuhe konnte ein armer Tatra-Förster damals seinen sieben Kindern nicht kaufen. Mit zehn gewann der kleine Stanisław seinen ersten Langlauf. Als knapp Fünfzehnjähriger startete er in Lwow zum ersten Mal international, mit „richtigen" Skiern. Gegen die starken Schweden Utterström und Lundström bestand er seine Feuertaufe glänzend, sprang mit 46 m nur wenig kürzer als jene und wurde Vierter. Das war 1927.
Dreißig Jahre später stieg er zur Skiflugwoche die neue Riesenschanze im Tamartal bei Planica hinauf, fuhr die Spur in den Anlauf und flog auf 97 m. In jenem Jahr gewann Helmut Recknagel dort sein erstes Skifliegen. Sein weitester Sprung: 120 m. Viele blieben aber auch unter der Marusarz-Weite.
Zehn Jahre danach nahm der nun schon Fünfundfünfzigjährige spaßeshalber an einem Training der polnischen Auswahl auf „seiner" Hausschanze teil und kam auf hervorragende 82 m.
Dazwischen liegt ein Leben. „Genaugenommen waren es zwei", erzählt der Mann, den seine Landsleute den Helden von Zakopane nennen. „Und auch das zweite Leben begann mit einem Sprung." Es war am 2. Juli 1940. Der Tag, an dem Stanisław Marusarz aus dem Gestapo-Gefängnis Montelupe in Kraków ausbrach. An jene Ereignisse erinnert er sich bis in jede Einzelheit: „Wir Sportler und Bergsteiger führten in jenen düsteren Zeiten oft Widerstandskämpfer und von den Faschisten verfolgte Genossen über die Grenze in die Slowakei und weiter nach Ungarn. Ende März 1940 brach ich erneut von Zakopane auf. Ich wollte meine Frau nach Ungarn in Sicherheit bringen. Es ging auch alles gut. Bis Wychodna liefen wir auf Skiern. Von dort fuhren wir – immer wachsam und mit aller Vorsicht – mit der Eisenbahn bis Kysak, der letzten Station vor der ungarischen Grenze. Es war stockfinster, als wir uns einer Grenzbrücke näherten. Gespannt hielten wir den Atem an und gingen fast auf Zehenspitzen. Dort drüben lag Ungarn. Da wuchsen vor uns plötzlich zwei große Schatten aus dem Boden. Blitzschnell warfen wir uns hin. Aber es half nichts, die hatten uns schon gesehen: ‚Halt! Oder wir schießen!' Sie verhafteten uns, brachten uns nach Preszow und später in ein Gefängnis nach Muszyn. Die Gestapo dort kannte meinen Namen und auch meine sportliche Laufbahn bis ins kleinste. Tagelang haben sie mich vernommen und geprü-



gelt, wollten wissen, ob ich einer Untergrundorganisation angehöre. Trotz aller Foltern erfuhren sie nichts von mir. Lange blieben wir nicht dort. Auf Planwagen wurden wir nach Nowy Sasz, schließlich nach Kraków gebracht. Ich kam mit neun Leidensgefährten in eine enge, schmutzige Zelle.

Eines Tages holten mich zwei Gestapoleute und ein SS-Mann ins Gestapo-Hauptquartier in der Pomorska-Straße. Ich war überrascht, wie höflich sie mich da empfingen. Das konnte nichts Gutes bedeuten, dachte ich. Und richtig: Sie machten mir das schäbige Angebot, ihr Mitarbeiter zu werden! Ich könne sofort als Instrukteur für Skisport arbeiten und nach dem Krieg sogar die deutsche Springer-Nationalmannschaft trainieren. Ich lehnte ab. ‚Du polnisches Schwein!', schrie da einer, dann fielen sie alle über mich her. Zweimal wurde ich unter ihren Schlägen ohnmächtig. Sie gossen ein paar Eimer Wasser über mich und schleppten mich in eine Isolierzelle. Später saß ich mit hundertdreiunddreißig Leidensgenossen vor einem sogenannten Richter. Er sprach in dürren Worten unser Todesurteil: ‚Wegen Tätigkeit gegen das Dritte Reich. . .' Noch am selben Tage wurden über hundert umgebracht."

Stanisław Marusarz hat leise und immer leiser gesprochen. Das Lächeln in seinem Gesicht ist längst ausgelöscht, und das Fröhliche in seiner heiseren Stimme. Wieder zieht er eine Zigarette aus der Schachtel, die wievielte ist es? Wie viele braucht ein Mann, um mit Tod und Schrecken in der Erinnerung fertigzuwerden? Er fährt fort. . .

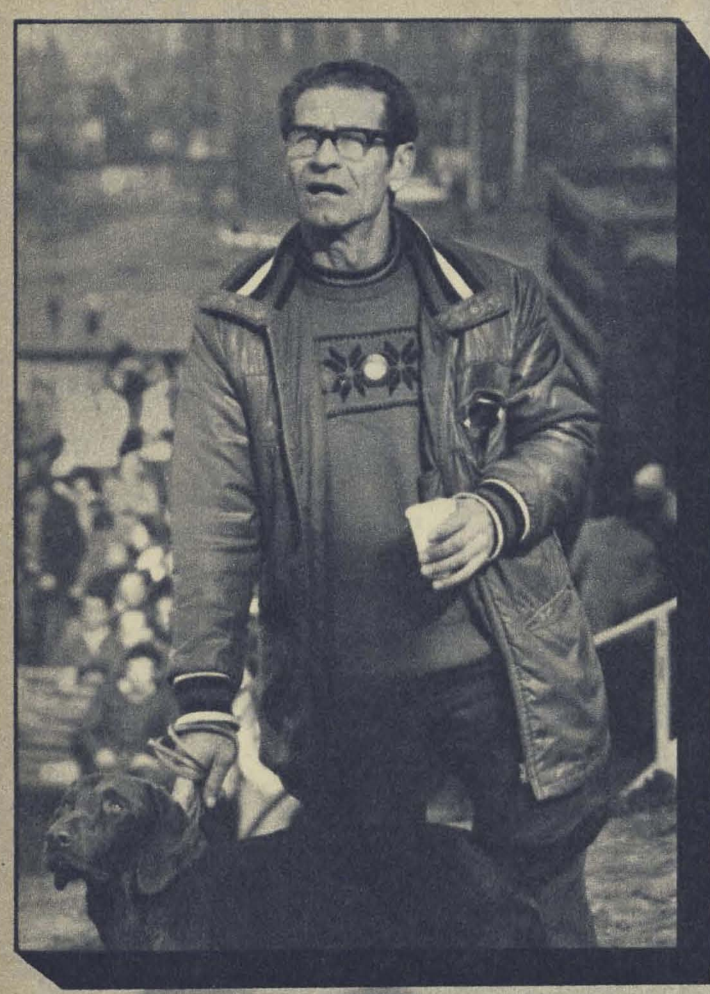
„Klar, wir mußten fliehen, unter allen Umständen fliehen. Aus der Nachbarzelle hatten sie am Vortage ein paar Dutzend Häftlinge geholt. Sie waren nicht zurückgekommen. Uns wurde klar, was das bedeutete. Es war der 2. Juli 1940. Kurz entschlossen rissen wir zwei Beine aus dem Zellentisch, umwickelten sie mit Lappen und drückten damit die Gitterstäbe des Fensters auseinander. Der erste schob sich mühsam hinaus, der zweite. . . Endlich, endlich war ich dran. Mit dem Kopf zuerst kroch ich durch die schmale Öffnung, sah hinaus. Etwa sechs Meter tief. Egal, ich mußte springen! Ich fing den Sturz mit den Händen ab, schlug aber dennoch mit dem Kopf auf. Halb betäubt taumelte ich hoch. Überkletterte die Mauer, wobei ich mir am Stacheldraht die Hände blutig riß. Neben mir gelang noch zwei weiteren Häftlingen die Flucht. Einer von ihnen aber wurde von den Salven der blindwütig feuernden Faschisten getroffen und starb, wie ich später erfuhr. Ich aber entkam. Es war ein Sprung, der mir das Leben zum zweitenmal schenkte."

Stanislaw floh zur Wisła, wo ihn ein Fischer übersetzte. Vier Tage lief er, bis er das Goralendorf Maruszyna erreichte. In einem Bauernhaus aß er nach langer Zeit wieder Pellkartoffeln, dazu Buttermilch aus einem kühlen Steinguttopf. Den köstlichen Geschmack dieses Festmahls hat er wohl noch heute auf der Zunge.

Seinen Sprung von Kraków aber nennt Stanislaw Marusarz den besten seines Lebens. Und da sind viele andere gelungene auf den Schanzen in ganz Europa: Als er 1938 in Lathi hinter dem Norweger Asbjörn Ruud Vizeweltmeister wurde, oder als Olympiafünfter 1936. Siebenundzwanzig internationale Siege errang der Skispringer Marusarz, heute Ehrenmitglied des Armeesportklubs CWKS in Zakopane. Er war achtzehnmal polnischer Meister, so oft wie keiner und keiner nach ihm unter den Skisportlern.

In den Jahren der Okkupation hat er als Tatra-Kurier manche Nachricht zwischen Budapest und Zakopane zuverlässig befördert. Die Stunde der Freiheit für den





Der Held von Zakopane heute

Illegalen schlug 1945 in Ungarns Hauptstadt. Sowjetische Soldaten verteilten als erstes das Lebensnotwendigste: Brot. „Der russische Zwieback schmeckte mir köstlich. Eine Rarität nach der so langen Zeit der Entbehrungen", erinnert sich Marusarz, und er drückt seine Kippe in den Aschenbecher.

„Dank dem Sport lebe ich", bekräftigt er. „Wie hätte ich sonst den Sprung aus dem Gefängnis überstehen und so schnell fliehen können. Der Sport lehrte mich, zu kämpfen und geistesgegenwärtig zu sein. Durch ihn habe ich starke Nerven bekommen. Wenn ich sprang oder überhaupt etwas Entscheidendes tat, habe ich gekämpft. Auch dann, wenn es mir nicht gut ging, oder wenn ich nicht in Form war. Ich will den schlechtesten Platz, den ich je in einem Wettkampf belegte, nicht verschweigen: Bei einem Langlauf 1937 in der ČSR wurde ich Hundertster. Aber aufgegeben habe ich nicht! Eine meiner wichtigsten Erkenntnisse: Der Kampf ist etwas Wunderbares. Er macht den Menschen zum Sieger, nichts anderes."

Roland Sänger

Fotos: Manfred Uhlenhut (2), Bildarchiv ND (2)



UNSER TITEL: Die Bedienung eines rückstoßfreien Geschützes fotografierte Manfred Uhlenhut.



UNSER POSTER: Hauptmann Margit Schumann vom ASK Vorwärts Oberhof, Rennschlitten-Olympiasiegerin 1976. Foto: Geißler/MBD



Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin.
Redaktion „Armee-Rundschau".
Chefredakteur: Oberst Karl Heinz Freitag.
Anschrift: 1055 Berlin, Storkower Straße 158.
Postfach 46130, Telefon 4300618.
Lizenz-Nr. 1513 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR.
Auslandskorrespondenten:
Oberst W. G. Radtschenko und
Oberst E. A. Udowitschenko – Moskau;
Major Tadeusz Oziemkowski – Warschau;
Oberst Z. Zakow – Sofia;
Oberstleutnent J. Červeny – Prag;
Major G. Udovecz – Budapest;
Oberst I. Capet – Bukarest.
Preis je Heft sowie Abonnementpreis: 1,– Mark, Erscheinungsweise und Inkassozeitraum: monatlich. Artikel-Nr. (EDV): 52315.
Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen.
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post und den NVA-Buch- und Zeitschriftenvertrieb (VEB) – Berlin, 104 Berlin, Linienstraße 139/140, in den sozialistischen Ländern über die Postzeitungsvertriebs-Ämter und in allen übrigen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an die Firma BUCHEXPORT, Volkseigener Außenhandelsbetrieb, DDR-701 Leipzig, Leninstraße 16, Postfach 160.
Alleinige Anzeigenannahme DEWAG-WERBUNG Berlin, 1054 Berlin, Wilhelm-Pieck-Straße 49, Fernruf 2262715 und alle DEWAG-Betriebe und Zweigstellen der Bezirke der DDR.
Zur Zeit gültige Anzeigenpreisliste Nr. 6.
Gesamtherstellung: INTERDRUCK, Graphischer Großbetrieb Leipzig – III/18/97.
Gestaltung: Horst Scheffler/Jöachim Hermann, Printed in GOR.

Redaktionsschluß dieses Heftes: 29. 10. 1979

INHALT

Zum Kugeln

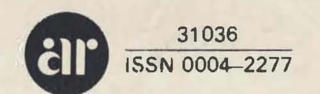
von Horst Schrade

NICHT STÖREN

1.

2.





Ernte-Kapitänin auf kleiner Fahrt: Angelika Schulz

Foto: Manfred Uhlenhut